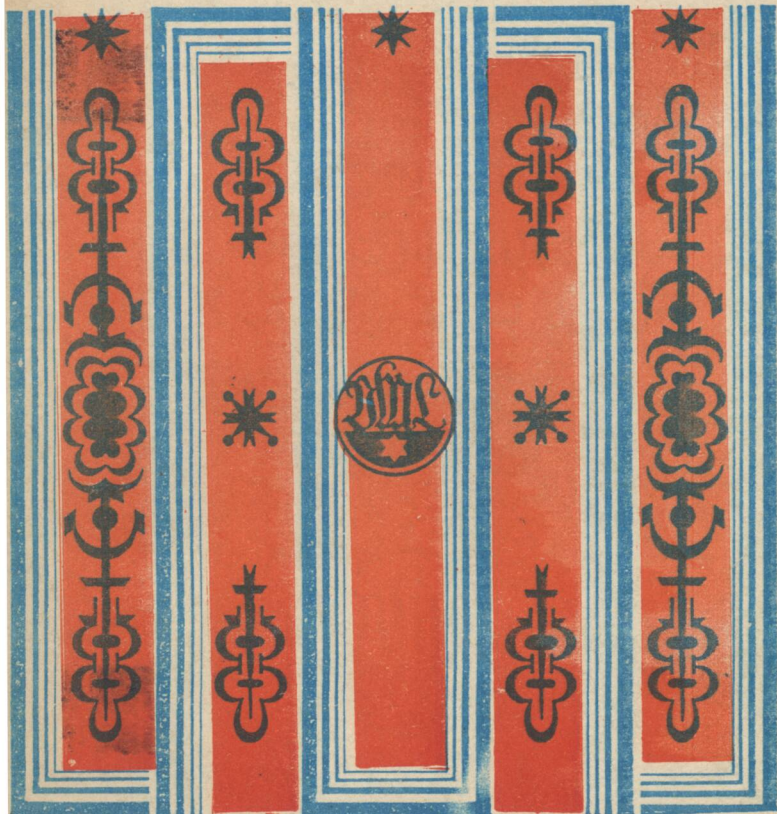


Die Schildkröte von Halensee



Harald Harst
Aus meinem Leben

Band: 191

Die Schildkröte
von Halensee

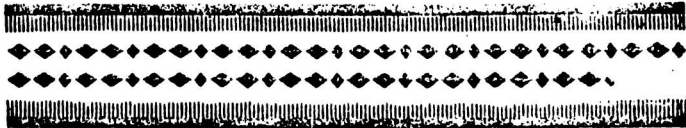
Erzählt von
Max Schraut



Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin SO 16, Michaelkirchstraße 23a

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschließlich des
Verfilmungsrecht, vorbehalten. — Copyright 1927
by Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin

Druck: F. Lehmann G. m. b. H., Berlin.



1. Kapitel

In Jakobshus Flur.

Ich habe heute in älteren Notizen über absonderliche Erlebnisse geblättert, die uns in dem kritischen Jahre 1923 beschert wurden. Ich sage beschert, denn Harjt und ich nehmen eben jedes uns sich darbietende eigenartige und aufregende Abenteuer als ein Geschenk hin. Zu meinem Erstaunen fand ich da die Photographie einer jener kleinen Schildkröten, wie diese auch bei uns in Deutschland vorkommen. Auf diesem Lichtbilde hatte ich mit Bleistift vermerkt: „Schildkröte am Halensee. 13. Oktober 1923. Karman Tichu, Anita Galski.“

Mein Gedächtnis reagierte auf diese dürftigen Angaben prompt. Mit einem Schlage standen in meiner Erinnerung wie aus einer Versenkung all jene Szenen mit lebenswarmer Frische auf, die für uns mit dem Namen des großen Gauclers Karman Tichu verknüpft waren. Andererseits wunderte ich mich aber auch, weshalb ich diesen merkwürdigen Kriminalfall bisher der Öffentlichkeit vorenthalten habe. Die Gründe hier-

für Kenne ich nicht mehr, vermute lediglich, daß das Bild der Schildkröte mir nicht rechtzeitig wieder in die Hände geriet und daß andere Erlebnisse das Andenken an jenen seltsamen Zauberünstler bei mir rascher zum Schwinden brachten, als er es verdient hat. Denn er war in seiner Art fraglos einer der größten Rätsel, die ein Indier jemals dem gelehrten Europa dargeboten hat. —

... Oktober 1923 ... Das war damals, als die Inflation uns zu Billionärchen gemacht hatte, als die Darlehnskassenscheine wieder „Geld“ vorzutauschen schienen und die Rentenmark Pseudobillionäre zu armen Schnorrern machte. Uns auch ...

Harst, der den Verlust seines ererbten Millionenvermögens nur aus dem Grunde so schmerzlich hinnahm, weil er nun nicht mehr aus Liebhaberei seiner Nutzung für absonderliche Kriminalprobleme nachgehen konnte, sondern wie jeder andere Durchschnittsterbliche „auf Verdienen“ angewiesen war, schickte mich am 13. Oktober vormittags neun Uhr nach der Stadt. Ich sollte einen der Edelsteine verkaufen, die er in den flachen Ebenholzkästen seiner Sammlung nicht mehr hatte unterbringen können. Diese Sammlung, sowie die losen Steine, alles Geschenke indischer Klienten, rechnete er nicht als Vermögen in dem Sinne, sie etwa zu Gelde zu machen und so die zerronnenen Millionen wieder neu hervorzuzaubern. Nein, für ihn waren all diese so überaus mannigfachen Geschenke orientalischer Fürstlich- und Großkaufleute genau so unveräußerlicher, ideeller Besitz, wie etwa unser Heim, das Harstische Familiengrundstück in Berlin-Schmargendorf. Und daß er sich jetzt dennoch von einem fast außergroßen wundervollen Edelstein trennte, hatte lediglich die eine schwerwiegende Ursache: wir waren vollständig „abgebrannt“, — eine Tatsache, die bei Harald geradezu eine Gemütsdepression zur Folge gehabt hatte, und diesem unerträglichen Zustand wollte er ein Ende machen.

Ich fuhr also mit der Straßenbahn nach der Sauerländer-

Straße, wo in einer Seitengasse ein uns bekannter früherer Juwelier wohnte, der nun als Rentier eifriger Sammler erstklassiger Diamanten geworden war, was er sich trotz Inflation schon leisten konnte, weil er sein Vermögen rechtzeitig in holländischem Grundbesitz angelegt hatte.

Herr Julius Jakobsohn war Junggeselle, bewohnte in dem stillsten Teile der Passauer Straße zusammen mit seiner Wirtschafterin und zwei sehr scharfen deutschen Schäferhunden, die ihm die Kinder ersetzten, eine feudale Fünfstimmerwohnung und führte das stille, beschauliche Dasein eines älteren Herrn von vielseitigen, geistigen Interessen. Er gehörte zu jenen Juden, spanischer Abkunft, deren schmale, kluge Gesichter, schlanke, aufrechte Gestalten und feine, zierliche Hände im Verein mit einer stolzen, abgeklärten Ruhe und einem leicht bronzenen Teint deutlich die Vermischung mit Sarazenenblut verraten. Als seine Vorfahren einst nach Deutschland einwanderten, hatten sie den klangvollen poetischen Namen Maritaja gegen das nichtsagende Jakobsohn eintauschen müssen.

Als ich die zwei läuferbelegten Treppen in dem vornehmen Miethaufe zu unseres Bekannten Wohnung emporstieg, kam eine tief verschleierte Frau sehr eilig an mir vorüber. Ein zarter Duft nach Umbra umwehte mich sekundenlang. Dann war die Frau bereits auf der Straße, die Haustür klappete zu und ich stand vor Jakobsohns Flurtür.

Merkwürdig — sie war nur angelehnt. Bei Jakobsohns Vorsicht zweifellos auffallend. Die Tür war von innen gepanzert und hatte zwei Kunstschlöffer. Das wußte ich.

Ich läutete. Ich war daran gewöhnt, daß nach dem Läuten sofort die beiden Hunde anschlügen.

Alles blieb still. Niemand kam.

Auch im Hause herrschte eine wahre Grabesruhe. Es wohnten hier nur alleingeseffene Mieter, ältere Herrschaften ohne Kinder. Das Haus war Jakobsohns Eigentum, und so sehr er auch Jugend und Frohsinn schätzte: Kinder störten

seine feinen, überzüchteten Nerven. Seine Eltern und Großeltern, eigentlich seine ganzen Ahnen, waren Kopfarbeiter gewesen. Und ihn hatte wohl auch lediglich ein mehr wissenschaftlicher Hang Juwelier werden lassen.

Ich läutete nochmals.

Während die Flurglocke drinnen noch leise nachsummte, ging mir ein flüchtiger Gedanke durch den Kopf, der die Frau mit dem Umbraparfüm, die nur angelehnte Tür und das Stümmbleiben der wachsamten Hunde miteinander in Beziehung brachten.

Alles blieb still. Niemand kam.

Ich läutete zum dritten Male, jetzt schon überzeugt, daß mein leiser Argwohn, es könnte in unseres Bekannten Wohnung etwas Besonderes geschehen sein, wohl leider zutreffen würde.

Alles blieb still. Niemand kam.

Ich drückte die Tür auf. Schaute in den langen Flur hinein. Durch die Milchglascheiben von drei Flügeltüren fiel mattes Licht auf die dunkel tapezierten Wände, auf den roten Plüschläufer und auf zwei regungslose Tiergestalten.

Ich zauderte, vollends einzutreten, denn jetzt wäre es meine Pflicht gewesen, Lärm zu schlagen und durch die Nachbarn die Polizei herbeizurufen. Und doch tat ich's nicht. Man spricht so oft von einer inneren Stimme, die uns etwas zuraunt, die zur stillen Wegweiserin wird, wo wir selbst im Zweifel sind, ob dies oder jenes die richtige. Diese Stimme kommt aus unserem Unterbewußtsein, und Menschen mit besonders stark entwickeltem Intellekt pflegen dieser stummen Beraterin gern nachzugeben. Dieser Intellekt beschränkt sich bei mir wohl nur auf eine durch Übung und angeborene Geschick scharf ausgeprägte Beobachtungsgabe. Die innere Stimme aber flüsterte mir verführerisch zu, daß hier in Julius Jakobsohns gepanzerter Wohnung für Harald Harst und mich neue interessante Arbeit zu finden sei.

Ich trat ein und drückte die Tür ins Schloß. Gleich

rechts an der Wand war der Lichtschalter. Ein Knaden, und die Flurlampe mit den drei leuchtenden Tropfen, eine umgearbeitete altvenetianische Kristalllampe, breitete ihr sanft gelbliches Licht auch über die beiden Schäferhunde aus, die mit den Köpfen nach mir hin lagen.

Seltzam — die Augen der Tiere waren weit geöffnet, und der Augenhintergrund schillerte wie glühende Kohlen: vier strahlende runde, kleine Flecke — so strahlend, wie es wohl jeder Hundebesitzer kennt. — Hier nun das Merkwürdige, daß ich mit einiger Berechtigung annehmen mußte, die Tiere seien vergiftet worden.

Links neben der Flurgarderobe sah ich nun auch das Telephon. Ich trat hinzu und rief Harald an, bekam sofort Anschluß und teilte ihm mit, daß ich ihn in sehr dringender Sache unverzüglich bei Freund Julius erwarte. — Er fragte nichts weiter, antwortete nur: „In zehn Minuten bin ich zur Stelle, mein Alter.“ — Wenn er ein Auto nahm, mußte er's allerdings in dieser Zeit schaffen.

Hier im Flur standen rechter Hand neben einem kleinen Tischchen zwei Korbsessel. Ich setzte mich, knöpfte den Ärmel auf und wartete, betrachtete die beiden prächtigen Hunde und suchte mit den Augen nach anderen Anzeichen für ein hier verübtes Verbrechen, suchte ganz umsonst. Der Flur verriet nichts weiter. Die sechs Türen, die aus ihm in die Vorder- und Hinterräume der Wohnung führten, waren sämtlich geschlossen. Um mich her war tiefe Stille. Nur ganz gedämpft vernahm ich über mir die Schritte eines langsam hin und her gehenden Menschen, der dem Klang nach ihm sein oder aber einen Stiefel und einen Pantoffel tragen mußte.

Vielleicht war es gerade diese Stille, die meine Phantasie ins Schwingen brachte. Ich begann mir Bilder von grauenvoller Furchtbarkeit auszumalen. Ich stellte mir vor daß dort hinter den Türen Julius Jakobsohn und seine freundliche, rundliche Wirtschafterin, die die Kochkunst zum Virtu-

osentum erhoben hatte, ermordet und blutig in großen, roten Lachen lägen ... Ich sah im Geiste in Jakobsohns Arbeitszimmer den modernen, halb in die Wand eingelassenen Tresor offenstehen — geplündert — geleert ... Ich sah dies alles so deutlich, daß meine Nerven zu vibrieren begannen und ich mir plötzlich bewußt wurde, daß eine nicht näher zu bezeichnende Angst in meiner Seele erwacht war und sich mit jeder Sekunde eindringlicher meldete.

Angst?!

Wovor?! — Und ich versuchte geringschätzig zu lächeln ...

Ich zog die Uhr ...

Erst vier Minuten waren vergangen, seit ich telephonierte hatte — höchstens vier Minuten, denn als ich den Hörer wieder angehängt hatte, war ich bereits so vorsichtig gewesen, nach der Uhr zu sehen. Da war es genau fünf Minuten nach halb zehn gewesen.

Ich starrte jetzt auf den Sekundenzeiger, zählte mit ... Eins, zwei drei ... bis fünfzig kam ich ...

Da merkte ich, daß mir der kalte Schweiß aus den Poren der Stirn drang ...

Ich biß die Zähne zusammen ...

Zum Teufel — was war denn eigentlich mit mir los?!

Wut gegen mich selbst kochte in mir auf ... Ich steckte die Uhr in die Westentasche zurück und schob mir den Hut mehr ins Genick.

War's denn hier im Flur so warm?! — Und auch der Gedanke nur ein erbärmlicher Versuch, mich selbst zu belügen ...

Angst hatte ich — Angst vor etwas Unbekanntem, — eine Angst, die mir die Finger in den Wildlederhandschuhen jetzt zu Eiszapfen werden ließ ...

Angst, die einen harten Kloß in meiner Kehle emportrieb, die mein Herz hämmern machte, all meine Sinne bis zur äußersten Grenze der Empfindsamkeit aufstachelte ...

Hier im Flur schien's mir plötzlich ganz unerträglich nach Ambra zu duften ...

Mich widerte der Geruch an ...

Das Parfüm der Verschleierte, die auf der halbdunklen Treppe an mir vorübergeglitten war ...

Ich wollte — wollte nicht mehr nach den beiden reglosen Tieren hinüberschauen — — wollte nicht, denn die leuchtenden Augen steigerten nur das Grauen, das jetzt mit einer solchen Macht von mir Besitz ergriffen hatte, daß ich alle meine Energie aufbieten mußte, nicht aufzuspringen und fluchtartig die Wohnung zu verlassen ...

Ich fühlte, daß mir auch das Hemd an der Rückenhaut klebte, daß mein Rücken feucht war vor kaltem, klebrigem Schweiß ...

Ein Zustand war's, wie ich ihn bis dahin nicht gekannt hatte ...

Und als ich nun, vollkommen am Ende meiner Widerstandskraft, gegen dieses unheimliche Etwas, das mich umlauerte, wirklich mich erheben und beschämender Weise das Feld räumen wollte, da waren meine Füße wie Blei — wie bleierne, starre Anhängsel ...

Im selben Moment glitt mein Blick, geleitet von unsichtbarer Macht, nach links ... zu einer einfachen Tür — — die Küchentür ...

Sie war halb geöffnet ...

Dort stand die Frau mit dem Ambra-Parfüm ...

Der lila Schleier bedeckte wie vorhin ihr Gesicht ...

Ein eigenartiges Lachen kam hinter diesem Schleier hervor ...

Dann Worte ... in einem harten, fremden Deutsch, von einer gebämpften und doch klangvollen Altstimme:

„Wer sind Sie?“

Ich holte ganz tief Atem ..

Ein Mensch ...

Nichts Unsichtbares, Unnennbares mehr ..

Mit einem Menschen würde ich schon fertig werden ...
So flog's mir durch den Sinn ...

Eitle, leere Hoffnung!

Meine Augenmuskeln schienen gelähmt zu sein. Ich konnte nicht einmal den Blick über die Gestalt der Fremden hinschwoifen lassen, noch weniger mich rühren ... Dieser Blick war stier auf die Stelle des Ila Schleiter gerichtet, wo ganz matt des Weibes Pupillen schillerten.

Ich war ein Automat geworden ... Ich erkannte dies, als ich nun wie eine sprechende Puppe, bei der man das Uhrwerk einschaltet, heiser hervorstieß:

„Ich ... bin ... Mag ... Schraut ..“

Das Weib lachte wieder ...

„Was hat Sie hierhergeführt?“ fragte sie dann.

Unklar weiterleuchtete da in meinem Kopf der Gedanke auf, daß ich ihr nichts von dem Edelstein sagen dürfe, der in Watte gepackt in einem Schächtelchen in meiner rechten Westentasche steckte.

Dieser Gedanke zerrann wie ein Nebel, den ein Windstoß wegsegt ... Eine stärkere Macht als mein Wille zwingt mich zur Antwort ...

„Ich ... wollte ... Jakobsohn ... einen Edelstein .., verkaufen ...“

„Sieh da — — einen Edelstein ..! — Sie gestatten, Herr Schraut ...“

Sie huschte auf mich zu ...

Ufster und Jade standen noch offen ...

Ein Griff in meine Westentasche ...

Ich ... wollte hoch — zapacken ...

Ich hätte das Weib kaltblütig erwürgt ... Mein Grimm war so maßlos, daß ich selbst das Knirschen meiner Zähne hörte ...

Aber der Ambrabust der verschleierte Frau legte sich wie erstickender, widerwärtiger Qualm auf meine Brust ... Vor meinen Augen verschwamm alles ...

Taumelnd erhob ich mich ...

Taumelte bis zur Flurtür ...

Meine Hand findet den Drücker ..

Ich öffne ... Da gellt hinter mir die Flurglocke ...

Ich sinke Harald bewußlos in die Arme ...

Nur Sekunden schwinden mir die Sinne ...

Ich raffe mich auf. Harsts prüfender, erstaunter Blick hängt an meinem verstörten Gesicht. Harst stützt mich mit der Rechten, schließt mit der Linken die Flurtür, wir stehen dicht nebeneinander in Julius Jakobsohns Wohnung.

So begann die Geschichte von der kleinen Schildkröte ...

2. Kapitel

Nur ein Scherz.

„Gott sei Dank, daß du da bist ...“, quäle ich über die trockenen Lippen ...

Er führt mich zu demselben Korbsessel, in dem ich so entsetzliche Minuten durchgemacht habe. Er holt sein goldenes Zigarettenetui hervor, in dessen Rückseite noch die plattgedrückte kleine Hartbleikugel steckt — von damals — aus Dehli, aus Warbatths Revolver.

„Raucher!“ — und er hält das Feuerzeug an die Spitze der Zigarette, die er mir zwischen die Lippen geschoben hat.

Das Grauen fällt nach den ersten Zügen von mir ab ... wie ein Nesselgewand ... Mein Blut kreist ruhiger. Das unnatürliche Kältegefühl in den Händen, im ganzen Körper verschwindet allmählich ...

Ich sitze zusammengesunken da und beobachte mit steigendem Interesse Haralds Tun. Ich bin wieder ich selbst.

Harst hat den Mantel ausgezogen und an den Garderobenspäander gehängt, legt den Hut auf die Messingstäbe oben und kniet neben den beiden Hunden. Wendet den Kopf ...

„Sie leben ... Sind nicht einmal betäubt, mein Alter ... Sehr merkwürdig! — Wie fühlst du dich?“

Ich nicke ihm zu ... „Es geht ... Wenn ich einen Kognak hätte!“ — Wahrhaftig — ich kann wieder sprechen — sprechen, was ich will ...

Harst öffnet die zweite Flügeltür, die des Eßzimmers. Er weiß bei Jakobsohn Bescheid. Wir haben hier so manchen Abend mit dem geistvollen alten Herrn beisammen gefessen, philosophiert, uns über Probleme gestritten, die noch kein Weiser behandelt hat.

Harst bringt mir ein Glas Portwein ...

Portwein -- nicht jenes Drei-Mark-Gesöff, das eine Schmähung der Bezeichnung Portwein bedeutet, sondern bafendes, prickelndes, flüssiges Feuer ...

Ich sehe das geleerte Glas von den Lippen ab ...

„So — nun will ich erzählen, Harald ... Nun kann ich's ... Nun ... kann ich mich gründlich schämen. — Harald, ein satanisches Freudenzimmer hat mir den Edelstein geraubt.“

„Das erscheint mir im Augenblick das unwichtigste zu sein, lieber Alter. Wichtiger ist mir, wie du in diesen Zustand geraten warst, der sehr stark dem der beiden Schäferhunde zu gleichen scheint ... Vielleicht Hypnose ... — Über beachte erst mal ...“

Er lehnt mir gegenüber an der Wand. Sein hageres Gesicht mit der messerscharfen Hakennase, von oben durch die leuchtenden Glaspfropfen der venezianischen Lampe beschienen, zeigt scharfe Kontraste wie ein grob hingeflextes Delbildenis. Seine mageren, muskeltrohen Arme sind über der Brust gekreuzt, und im linken Mundwinkel wippt leicht die brennende Mirakulum.

Ueber uns wieder die Schritte — des Lahmen — oder Stiefel und Pantoffel.

Flüssig gleiten mir die Worte über die geschmeidige Zunge. Der Portwein hat mein Hirn von den letzten Fesseln befreit. Ich weiß, in welcher Form Harald in solchen Fällen einen derartigen Bericht verlangt.

Ich vergesse nichts. Jede Kleinigkeit erwähne ich ...

Er nickt zuweilen ...

Dann bin ich fertig.

„In die Küche!“ sagt er. „Wir wollen uns vor Überraschungen schützen ...“

Die blühendere Küche mit dem großen Fenster enthüllt uns im klaren Lichte der hellen Vormittags Sonne das klägliche Bild der braven, biden Wirtschaftlerin, die vor dem Fenster auf einem weißlackierten Holzstuhl wie eine Statue sitzt, im Schoß ein Körbchen Kartoffeln, in der Rechten ein kleines Messer, neben sich eine Schlüssel mit Wasser auf einem zweiten Stuhl, in der fünf geschälte Kartoffeln liegen. Das grauhaarige Weiblein blickt stier geradeaus, immer auf denselben Punkt ... In ihren Zügen liegt ein Ausdruck entsetzlicher Angst.

Harst ruft sie an ...

„Frau Julad — — Frau Julad!“

Nichts ... Sie scheint taub zu sein ...

Harst fährt ihr mit der Rechten leicht über die Stirn ... Er wendet alle Mittel an, die ihm so geläufig sind, einen hypnotischen Schlaf zu unterbrechen. Erst, als er die Frau dann die Genickmuskeln massiert und die Augenlider gewaltsam auf und ab bewegt hat, beginnt die Wirtschaftlerin tiefer zu atmen und zeigt die Merkmale langsam zurückkehrender Selbstbestimmung über Körper und Geist.

Portwein tut ein übriges, und endlich ist sie imstande, uns ... nichts zu erzählen.

Das klingt widerspruchsvoll und stimmt dennoch. Denn sie weiß so gut wie nichts. Gegen neun Uhr, erklärt sie, habe

es geläutet. Sie öffnete die Flurtür, ohne die Sicherheitskette zunächst zu entfernen. Draußen stand eine verschleierte Dame (meine Dame also — lila Schleier!) und bat, sie Herrn Jakobsohn zu melden ...

„Als die Fremde mir ihre Karte reichte, Herr Harst,“ so fährt Frau Julad fort, „berührte sie meine Hand mit ihren Fingern. Sie trug auf der Rechten keinen Handschuh. Ich hatte das Gefühl, als ob ich dauernd das verschleierte Gesicht anstarren müßte. Und dann ... dann — —“ — sie schien angestrengt nachzudenken, schüttelte langsam den Kopf — „dann ... weiß ich nichts mehr — — nichts, Herr Harst, ob Sie es mir glauben oder nicht. Ich habe keine Ahnung mehr, ob ich die Fremde meinem Herrn gemeldet habe, ob sie eintrat, ob ich die Sicherheitskette gelöst hatte, — — keine Ahnung ...!“

„Als es läutete, schälten Sie Kartoffeln?“

„Ja, Herr Harst ... — Was ist denn nun eigentlich passiert?“

„Das werden wir gleich feststellen, liebe Frau Julad ... — Ah, die Rükchentür ist unverschlossen, der Schlüssel fehlt und die starke Kette hängt herab ...“

Auch diese Tür war gepanzert. Das große Schloß setzte gleichzeitig drei Riegel in Bewegung.

„Bleiben Sie nur hier, Frau Julad,“ befiehlt Harald. „Bei der Arbeit, die nun folgt, würden Sie nur hinderlich sein. — Haben Sie einen zweiten Schlüssel zu dieser Tür? — Ja? — Dann schließen Sie ab und lassen Sie niemanden ein, wer es auch sei, ... auch vorne nicht, falls es läuten sollte.“

Die brave Alte, die so ein wenig an unsere eigene Köchin Mathilde erinnert, fragt angstvoll:

„Mein Gott, — — sie wird doch meinen Herrn nicht ermordet haben?!“

„Keine Sorge ...! Die hat das Morden nicht nötig ... Das haben Sie ja selbst gemerkt ...“

Frau Julad nickt ... „Nun bin ich beruhigt, Herr Harst.“
 Und sie langt nach einer Kartoffel und dem kleinen
 Messer ... „Herr Jakobsohn will heute schon um zwölf essen
 ... Ich muß mich beeilen ...“

Wir gehen in den Flur. Harst wendet sich in der Tür
 nochmals zurück. ... „War die Dame schon einmal hier?“

„Nein, bestimmt nicht ... — Damen kommen niemals zu
 uns, Herr Harst. Verwandte hat mein Herr nicht, und ...“

„Danke,“ — Harald drückt die Tür ins Schloß, wirft
 einen Blick auf die beiden Hunde, die noch genau so auf
 dem roten Plüschläufer liegen wie vorhin, und betritt das
 Herrenzimmer, ein helles, freundliches Gemach mit echten,
 altdanziger schweren Eichenmöbeln und wertvollen Gemälden.

Am linken Fenster steht eine Sitztruhe mit hoher, reich
 geschnitzter Hinterwand, Jakobsohns Lieblingsplatz, denn hier
 liest er am Tage seine Zeitung, beobachtet durch den Fenster-
 spion die Straße und raucht seine schwarzen Brasizigarren.

Auch jetzt sitzt er dort — starr, steif, zu seinen Füßen
 eine Zeitung. In dem Aschbecher auf dem Fensterbrett eine
 halbe Zigarre ...

Mit dem schwarzen Seldenkäppchen auf dem schlohweißen
 Haupte, mit dem stets sauber rasierten, bartlosen, von feinen
 Falten durchzogenen und von innerem Feuer eines reichen,
 lebhaften Geistes durchleuchteten Gesicht gleich er sonst einem
 der Gemälde des spanischen Malers Tornado, der seine Mo-
 delle stets im Judenviertel von Granada suchte und dort
 jene vornehmen, stillen Züge in reicher Auswahl antraf, aus
 denen er dann in so höchster Vollkommenheit den Typ des
 vergeistigten spanisch-maurischen Juden schuf.

Heute erkennen wir unseren alten Freund kaum wieder.
 Derselbe Ausdruck des Entsetzens auf seinem Gesicht wie bei
 Frau Julad. Dieselben weit aufgerissenen Augen ... Und
 dieser stiere Blick hat die Richtung auf den großen, modernen
 Panzerschrank mit dem komplizierten Zahlenchloß. —

Ich will mich mit Einzelheiten hier nicht zu lange aufhalten.

Eine Viertelstunde später ist der alte Herr wieder vollständig wohltauf.

Wir sitzen vor ihm auf niederen altdanziger Patrizierschemeln mit gedrehten Füßen ...

„Gewiß, als die Dulad mir die Karte überbrachte, lieber Harst, da kam sie mir allerdings etwas merkwürdig vor,“ sagt er nun und reibt ein Zündholz an, raucht einen langen Zug, fährt fort: „Sie sprach so monoton ... Ich las den Ausdruck der Besuchskarte — hm, — was ich las, ist mir vollständig entfallen ... Dann trat die Frau ein ... Ich hatte mich erhoben ... Sie kam auf mich zu, streckte mir die Hand hin und sprach etwas ... Was — ich weiß es nicht mehr ... Ich weiß nur noch, daß ich immerfort auf den lila Schleier schaute ... Dann ...“ — er legte die Linke leicht gegen die Stirn ... „dann ... nichts mehr, lieber Harst, — erst Ihr Gesicht, Ihre Stimme ... Und diese weite Lücke in meiner Erinnerung werde ich wohl kaum je ausfüllen können.“

Er ließ die Hand wieder sinken und lächelte schwach ... etwas hilflos ... „Hypnose natürlich — was sonst? Wenn ich auch nicht recht begreife, wie es dieser fremden Person möglich gewesen ist, mich in wenigen Sekunden fast berast fest einzuschläfern ...“

„Die Karte brauchen wir nicht erst zu suchen,“ meint Harst und steht elastisch auf. „Bitte, Herr Jakobsohn, öffnen Sie nun einmal den Tresor ...“

„Gern. Obwohl das Weib kaum an meine Schätze herangelangt sein dürfte, lieber Harst. Das Zahlenschloß ist doch ...“

„... leicht einzustellen, wenn man Sie gezwungen hat, die Zahlenkombination zu verraten ...“

Da fährt der alte Herr empor ...

„Sie haben recht ... Meine Sammlungen — — ich öffne!“
Der Tresor ist offen. Wir drei stehen bavor. Nach

wenigen Minuten wissen wir, daß auch nicht das geringste fehlt.

Harst zerdrückt nervös den Rest seiner vierten Mirakulum im Aschbecher ...

„Seken wir uns wieder, Herr Jakobsohn ... — So, und nun ein paar Fragen ... Besitzen Sie vielleicht irgend etwas, das für andere von besonderem Wert ist? Papiere, Bilder, Waffen, Andenken — — irgend etwas?“

„Nein, nichts, lieber Harst ...“

„Könnte etwas Derartiges für andere von Wichtigkeit sein, ohne daß Sie es selbst ahnen? — Denken Sie bitte genau nach ...“

Der alte Herr blickt sinnend durch das Fenster auf den schrägen Spiegel draußen am Fensterrand — auf den Spion ... Seine Augen schließen sich halb ... Seine schmalen, weißen, gepflegten Hände liegen übereinander auf dem linken Knie ...

Und wieder schüttelt er dann den Kopf .

„Mein Leben birgt weder Geheimnisse noch aufregende Erinnerungen,“ meint er grüblerisch. „Gewiß, ich habe weite Reisen gemacht ... Aber auch diese wundervollen Jugendjahre von einst sind ...“

Er schweigt ...

Sein Blick wird starrer ... Er beugt sich vor ...

„Da — — die Frau, Herr Harst ... im Spiegel ... Der lila Schleier, der braune Mantel — — unten auf der Straße.“ Harald schnellt hoch ... neben den alten Herrn. Schaut ebenfals in den Fensterspion hinein ...

Ich bezgleichen ...

Ich sehe das Weib ... Sie steht unten vor dem Hause, spricht mit einem Dienstmann, geht weiter, entschwindet aus dem Gesichtsfeld des Spiegels ...

„Hinter ihr her!“ ruft unter allen Bekannter ... „Rasch ... rasch ...!“

Harst drückt ihn in seine Ecke zurück ...

„Glauben Sie, daß eine solche Frau sich so fangen läßt?“
 Er setzt sich wieder ... „Der Dienstmann wird sofort läuten ... Vielleicht bringt er Neues ...“

Julius Jakobsohn, dieser so außerordentlich eigene alte Herr, zieht sich die braune Schnürjade mit den Seidenaufschlägen glatt und meint so ein ganz klein wenig verlegen: „Dieses Ereignis hat mich doch sehr nervös gemacht ... Sie beide, meine lieben Freunde, haben mich bisher nie so ... so ... zappelig gesehen ...“ versucht er zu scherzen. „Ich fühle die Folgen der Hypnose noch immer in den Nerven. Auch der Kopf ist mir ...“

„Es war nicht Hypnose,“ erklärt Harst sehr bestimmt.

Jakobsohn, der sich genau wie wir mit all den modernen Problemen der Willens- und Seelenbeeinflussung beschäftigt hat, nicht zögernd ... Will etwas erwidern. Da läutet es draußen. Ich eile in den Flur, öffne ... Es ist der Dienstmann, ein verschrumpeltes Männchen, den der Alkohol ausgetrocknet hat. Uebler Fuselduft schlägt mir entgegen, als er an die Mütze faßt und fragt: „Herr Schraut?“

„Ja ... Mag Schraut ...“

„Ich soll dieses Päckchen abgeben, Herr Schraut ... Bitte ...“ — Er stolpert wieder die Treppe hinab.

Das Päckchen ist ein grauer, großer Briefumschlag, dreimal versiegelt. Ich fühle durch den Umschlag hindurch, daß sich nur ein Schächtelchen darin befindet, und denke sofort an unseren Edelstein.

Nachdem ich die Panzertür wieder versperrt habe, kehre ich in das Herrenzimmer zurück. Harald und Jakobsohn blicken mir gespannt entgegen. Dann besichtigt Harst den Umschlag, der keine Adresse trägt. Die roten Siegel zeigen den Abdruck eines Poststamps mit den verschlungenen Buchstaben R. R.

Harald schneidet den Umschlag auf, zieht unser Schächtelchen hervor. Darin liegt in Watte gebettet unser Edelstein. Über oben auf dem Schächtelchen steht mit Bleistift

sehr zierlich in einer im übrigen nichtsagenden Handschrift:
„Verzeihung — ein Scherz!“

Der alte Herr meint verblüfft:

„Sollte man's glauben ...! Hier bei mir nichts gestohlen, und jetzt auch noch den Stein zurückgegeben, — was wollte diese Frau eigentlich hier?“

Harald schiebt den Umschlag und das Schächtelchen in die Tasche, den Stein legt er Jakobssohn auf die flache Hand.

„Wieviel?“ fragt er geschäftsmäßig.

„Noch besser!“ postert unser Bekannter gereizt hervor.

„Ich werde Ihnen ein Darlehn von zehntausend holländischen Gulden geben, lieber Harst ... Ohne jedes Pfand ... Bitte — keine Widerrede! Wollen Sie mich verlegen? — Hier, nehmen Sie den Stein zurück. Die Sache ist erledigt ... Diese Sache ... Die andere nicht. — Deshalb, glauben Sie, ist diese Person hier bei mir eingedrungen und wie hat sie ...“

„Schauen Sie sich einmal den linken Selbenausschlag Ihrer Hausjacke an ... Dort finden Sie die Antwort auf das Wie ...“

Die braune Seide erscheint wie mit grauem Puder bestreut ... Als Jakobssohn verwundert diesen Staub mit seinem Taschentuch zu entfernen sucht, als er kräftiger reibt, zerfällt die Seide an einigen Stellen wie mürber Zunder ...

„Ein Zerstäuber,“ erklärt Harald immer in demselben gelassenen Tonfall. „Die Frau muß einen kleinen Ball in der Hand gehabt haben, einen Sprigball, der die in ihm enthaltene Flüssigkeit zu feinstem Staub zerteilte. Diese Wolke von winzigsten Tröpfchen irgendwelches mir unbekanntes chemischen Präparats versetzte sowohl Frau Julia als auch Sie und Schraut in einen Zustand, der dem einer tiefen Hypnose durchaus gleich. — Hole mal deinen Ulster, mein Ulster ...“

Und auf meinem Ulster finden wir unterhalb des rechten Ausschlages genau dieselbe Erscheinung: der Stoff ist wie von glühenden, kleinsten Partikelchen halb zerstört.

3. Kapitel.

Spanische Zigeunerin!

Wir drei sitzen beieinander und schweigen ... Jakobsohn wulmt dicke Wolken, hat die hohe, kluge Stirn in krause Falten gezogen, während die schlanken Finger auf dem Eschenkel einen Marsch trommeln. Harst hat die Ellbogen auf die Knie gestützt, starrt krumm wie ein Fließbogen vor sich hin auf das diskrete Muster des tiefroten Afghantoppichs. Die Mirakulum in seinem Mundwinkel wippt unaufhörlich, und aus dem anderen Mundwinkel entläßt sich in kurzen Pausen ein Rauchsegen von süßlich-aromatischem Geruch. Dann sagt Harst murrend, ohne seine Stellung zu verändern:

„Sie allein können das Rätsel lösen, mein lieber Herr Jakobsohn ... Schauen Sie rückwärts in Ihre Vergangenheit zurück, durchblättern Sie das Buch Ihrer Erinnerungen ... Es muß in Ihrem Leben ein Ereignis geben, das dieses Eindringen der fremden Frau hier irgendwie erklärt — es muß! -- Daß dieses Weib den Edelstein zurückgeschickt hat, beweist, daß sie mich und Ehrant nicht reizen möchte ... Sie hat sich's überlegt, als sie das Haus verlassen hatte ... Sie verzichtete lieber auf die Beute, als daß sie uns sich zu Feinden machte ...“

Jakobsohn stößt die Zigarre nervös in den Aschbecher ... „Ich bitte Sie, lieber Harst, — die Frau, das haben Sie selbst betont, hätte mich zwingen können, ihr den Tresor zu öffnen ... Sie hätte für eine halbe Million Stine sich aneignen können, dazu Bargeld, Gulden, Dollar, Schweizer Franken ... Weßhalb heißt sie mich nicht?“

Seine dunklen Augen, die trotz seiner Jahre noch einen wunderbaren milden Glanz sich bewahrt haben, schauen zum Fenster hinaus auf den Spiegel ..

Harst bleibt stumm ...

Ich habe mit einem Male das unklare Gefühl, daß das gute Einvernehmen zwischen dem alten Herrn und meinem Freunde so etwas gestört ist. Es fällt mir auf, daß Jakobsohns Nervosität sich steigert, daß er es vermeldet, uns anzusehen und seine Blicke immer an dem Fensterspiegel hängen.

„Woran denken Sie, lieber Harst?“ fragt der frühere Juwelier zögernd, — und jetzt dreht er den Kopf ...

Haralts Blick begegnet dem seinen ... „Sie verschweigen uns etwas,“ meint er kurz. „Ich will mich in Ihre Geheimnisse nicht eindringen ... Sie müssen wissen, was Sie tun ... Sie haben Feinde, Gegner ... bestimmt! Sie werden uns noch brauchen. Wir wollen jetzt gehen. Unserer Freundschaft tut Ihre Verschlossenheit keinen Abbruch. Auf Wiedersehen, Herr Jakobsohn ...“

Der glättet nervös die Falten seiner Beinkleider ... sagt zögernd:

„Ich darf Ihnen dann wohl das Geld aushändigen, lieber Harst?“

„Wenn Sie so liebenswürdig sein wollen ...“

Jakobsohn öffnet den Tresor, und Harst steckt mit einem Dankeswort die Banknoten in die Tasche, fügt hinzu:

„Frau Julad hat den Parkettboden heute früh frisch gebohrt ... Sehen Sie, hier vor dem Stahlschrank sind in der blanken Wachsschicht unsere Fußspuren wie stumpfe Flecken sichtbar ... Und hier haben Sie zwei klare Abdrücke eines Damenschuhs ... Ich würde Ihnen raten, den Tresor nochmals genau zu revidieren, ob doch nicht etwas fehlt ... — Auf Wiedersehen ...“

Händedrücke ... Jakobsohns verlegenes Gesicht schwebt mir noch deutlich vor Augen, als wir bereits das Haus verlassen haben und die Passauer Straße hinabschreiten.

Harst mustert die Schaufenster. Ich verhalte mich still denn seine geistesabwesenden Züge warnen mich. Ich möchte ihn nicht stören. Sein Hirn arbeitet, und jede Frage meinerseits würde er vielleicht mit einer kurzen Grobheit abtun.

Als wir die Tauentzienstraße erreicht haben, überquert er den Fahrdamm und schreitet nun mit mir die Passauer Straße auf der anderen Seite wieder hinab. Uebermals widmet er seine Aufmerksamkeit den Schaufenstern. Weßhalb keine Ahnung!

Dann bleibt er vor einem Papiergeschäft stehen ...

„Inhaber Kurt Rogge — R. R.“, sagt er nur.

Es genügt. Ich begreife. Die Siegel auf dem Umschlag waren mit einem R. R. - Petschaft flach gedrückt. Hier hat die Frau den Umschlag gekauft und sich das Petschaft geliechen. — Wir treten ein. Ein altes, budliges Männchen fragt nach unseren Wünschen. Harst holt seinen Ausweis hervor.

„Bitte, Herr Rogge ... Sie wissen jetzt, mit wem Sie es zu tun haben. Sie werden schweigen. — Vor etwa einer drei Viertel Stunde war eine Dame hier und ...“

Er schildert, was die Dame im lila Schleier getan und erbeten hat ...

„Sie, Herr Rogge, mußten die wenigen Worte auf das Schächtelchen schreiben ...“

„Allerdings, Herr Harst ...“

„Was kaufte die Dame außer dem einen Umschlag?“

„Eine Stange Siegellack, eine Schachtel Vy-Federn und einen Brieföffner in Form eines antiken Dolches ...“

„Dann geben Sie uns einen Karton Briefpapier ... Hier sind zwei holländische Gulden dafür. — Guten Morgen, Herr Rogge ... — Halt, noch eins ... Die Dame hatte Handschuhe an ... Behielt sie sie bis zuletzt an?“

„Nein, Herr Harst. Als sie bezahlen wollte, hatte sie Schwierigkeiten mit dem Öffnen ihres Geldbötchens ...“

„Beutels?“

„Ja, es war ein Geldtäschchen aus einem Leder, wie ich

es noch nie gesehen habe ... Auch mit einer Lederschnur zu schließen, außen mit kleinen Goldplättchen verziert ..."

„Das Leder war hellgrün und gelb getupst?“

„Ja — gewiß ...“ — Der alte Mann konnte sein Erstaunen kaum verbergen. „Sie kennen also solche Geldbeutelchen, Herr Harst?“

„Ich glaube ... — Hat die Dame dann vielleicht mit der bloßen Hand hier die Glasscheiben Ihrer Auslagelkästen auf dem Verkaufstisch berührt?“

„Möglich ist's ... — Ja, doch — sie legte das Geldsäckchen hierhin ... Da mag sie ...“

Harst bückte sich schon ... Nahm die Taschenlampe aus dem Mantel und ließ den weißen Regal auf die von dem Papierhändler ange deutete Stelle fallen ...

„Herr Rogge,“ er richtete sich wieder auf, „dieses Stück der Glasscheibe werde ich hier mit meinem Ring heraus schneiden. Ich bezahle Ihnen den Schaden ...“

Der große Diamant des Ringes glitt knirschend über das Glas ...

Gleich darauf wanderten wir mit dem in einen leeren Briefkarton sorgfältig verpackten Glasstück wieder die Passauer Straße hinab. Harald war jetzt völlig verwandelt ...

„Lieber Alter,“ erklärte er redensfreudig wie selten, „diese Person ist wieder einmal ein schlagender Beweis für die Unzulänglichkeit der Intelligenz von Gelegenheitsverbrechern. Intelligent ist das Weib, dabei kaltblütig, mutig, fast tollkühn. Sie nähert sich mit dem Dienstmann ohne Scheu wieder dem Hause ihres Opfers. Sie weiß, daß wir oben vorläufig noch beschäftigt sind, außerdem wird sie auch ein Auto in der Nähe bereit gehabt haben. Und trotz allem der grobe Fehler, hier gleich in dieser selben Straße das Papiergeschäft aufzusuchen und die Lederbörse zu zeigen und die Fingerabdrücke auf der Scheibe zu hinterlassen! Das kann ihr teuer zu stehen kommen! — Daheim werden wir die Abdrücke deutlich sichtbar machen und photographieren. In-

zwischen wird sich dann auch Freund Jakobsohn einfinden wette ich ... Er wird einsehen, daß er klüger tut, uns alles zu sagen. Es ist ja selbstverständlich, daß diese Frau zu ihr irgendwie in Beziehungen steht. — Auto — — halt ...

Wir stiegen ein ... Der Kraftwagen wendete und glitt hurtig durch die Straßen ...

„Und die Lederbörse?“ fragte ich

„Schlangenhaut ... spanischer Herkunft. Die spanischen Zigeuner stellen diese Lederbeutelchen her und verkaufen sie nur höchst selten, da an die Säckchen, die eigentlich zur Aufnahme eines Saliamans bestimmt sind, sich der Aberglaube knüpft, daß der Besitzer stirbt, wenn er das Beutelchen verliert oder weitergibt ... Als ich 1913 als frisch gebadener Doktor juris auch in Granada eine Woche weilte, besuchte ich ein naheß Zigeunerdorf, das ein richtiges Felsenest darstellte. Umsonst bot ich einem alten Zigeuner eine große Summe für einen solchen Schlangenederbeutel mit Goldplättchen. Dem Alten leuchtete die Habgier aus den Augen, aber er bezwang sich. — Unsere Unbekannte sprach das Deutsche mit besonderem Akzent. Vielleicht war's oder ist's eine Spanierin.“

Wir hatten dann gerade daheim die Fingerabdrücke photographiert und vergrößert, als das Telephon auf Haralds Schreibtisch sich meldete. — Es war Julius Jakobsohn ... Er bat uns, abends sechs Uhr zu ihm zu kommen ... Er habe uns etwas Wichtiges mitzuteilen. — Harst erklärte, wir würden uns pünktlich einfinden.

Dann ging er in die Bibliothek hinüber und suchte hier ein dickes, modern gebundenes Buch hervor, während ich die Vergrößerungen der Fingerabdrücke mit den nötigen Notizen versah und dann wegschloß. Die Verbindungstür zwischen Bibliothek und Arbeitszimmer stand weit offen. Mit einem Male rief Harald mir zu:

„General Baden Calmore, zwanzig Jahre in Indien, London 1908, Seite 157 ...“

Ich kannte das Werk längst. General Salmoore hatte fünf Kapitel „Indischen Wundern“ gewidmet.

Harst las vor, als ich nun in die Tür trat:

„Es ist erwiesen, daß auch die spanischen Zigeuner aus dem Saft noch unbekannter G. birgskräuter eine Flüssigkeit herstellen, die ähnlich wirkt wie die harzige, in Spiritus aufgelöste Ausscheidung der Cerba-Liane, deren sich die indischen Yogi, fälschlich oft Fakire genannt, bei ihren so verblüffenden Kunststücken bedienen, indem sie einen aus nur wenigen Zuschauern bestehenden Kreis vor Beginn ihrer Kunststücke in eine seltsame Art Betäubung versetzen. Ich selbst habe diese Wirkung der Cerba-Liane zweimal am eigenen Leibe erfahren, und kann nur sagen, daß der halben Bewußtlosigkeit ein Gefühl unerklärlichen Grauens vorausgeht und daß diese Bewußtlosigkeit lediglich ein vollkommenes Ausschalten unseres kritisch-prüfenden Verstandes bedeutet ...“

Harst klappte das Buch zu ... „Also wie bei dir mein Alter ..! — Zweifelst du noch, daß das Weib eine Spanierin ist — eine spanische Zigeunerin?“

„Nein — Ich halte es für möglich, für wahrscheinlich, weiß jedoch nicht, wie du sie aus rund vier Millionen Menschen, aus diesem Ameisenhaufen Groß-Berlin herausfinden solltest, — man kann ihr doch nicht viel anhaben ... Drei Leute hat sie betäubt — nun gut! Sie wird leugnen — natürlich, und ...“

„Du sprichst wie einer, der erst zwei Tage mit mir zusammen auf Abenteuerjagd geht und nicht bereits acht Jahre!“ unterbrach er mich achselzuckend und schob das Buch in das Regal zurück. „Denke gefälligst an jenen Perulla, den wir vor acht Monaten zu ein paar Jahren Zuchthaus verhalfen. Der alte Sünder hatte sich bekanntlich bei der italienischen G. äsin Ehleri eingeschlichen und in deren Schreib-

tisch ein gefälliges Testament niedergelegt, das seine Tochter, eine entfernte Verwandte der Gräfin, zur Alleinerbin der alten Dame einsetzte . . .“ Er stand jetzt vor mir und wiegte sich auf den Fußsohlen hin und her, eine Übung, die ich jedem empfehlen kann, der gern mal auf die Nase fallen möchte. „Womit ich nicht etwa andeuten möchte, daß der lila Schleier bei Freund Jakobsohn etwa ähnliche Experimente vornehmen wollte, obwohl der Verdacht sehr nahe liegt.“

Hier mußte er notwendig abbrechen, denn unsere brave, dicke Mathilde kam und bat uns zu Tisch — mit dem energischen Nachsatz: „Über man gleich — es gibt Bratbecht und Selleriesalat!“

Als wir während des gemütlichen Mittagessens Haralds Mutter unser Vormittagsergebnis mitteilten, meinte die alte Dame ein wenig ängstlich, denn sie war ja stets um ihren Einzigen und auch um mich überaus besorgt: „Wenn diese Person nur nicht auch euch beide mit diesem unheimlichen Pflanzensaft derart außer Gefecht setzt, daß . . .“

Mathilde hatte die Tür des Eßzimmers aufgerissen . . .

„Herr Harald — Herr Harald, ein Brauner — ein Musatteneger . . . Hier ist seine Karte. Im übrigen sieht er sehr anständig aus, bis auf die Gesichtskalur“ (womit sie Gesichtskouleur meinte).

Harst nahm die Karte . . .

„Hm — ein berühmter Gast . . . Herman Tisch, Doktor der Medizin und der Philosophie, zur Zeit Berlin, Pustlon Wiltthorst, Kurfürstendamm 112. — Mathilde, führen Sie den Herrn, der kein Musatte, auch kein Neger, sondern ein Indier ist, in mein Arbeitszimmer, bitten Sie ihn, dort zu warten, und behandeln Sie ihn gefälligst so, wie Sie etwa unseren Freund Bedert zu behandeln pflegen. Und wenn Sie einen Gast nochmals in der Küchenschürze empfangen, so werde ich ein Stubenmädchen mieten, was ja schon längst Ihr heißester Wunsch ist.“

Worauf Mathilde etwas absolut Unverständliches murmelte, die Tür ins Schloß feuerte und — auf unseren Gesichtern ein heiteres Schmunzeln zurückließ.

Dann fragte Frau Auguste Harst gespannt: „Wer ist denn dieser Doktor Karman Tschu?“

„Das modernste lebende Rätsel, liebe Mutter ... Ich empfehle dir die gestrige Abendzeitung zum Studium. Dort hat der bekannte Physiologe Professor Straß einen langen Artikel über den Indier veröffentlicht, der so ziemlich alles auf den Kopf stellt, was die sogenannte exakte Wissenschaft bisher über Mensch, Seele, menschliche Organe und so weiter gelehrt oder ... geleugnet hat. — Geseignete Mahlzeit; liebe Mutter ...“

Wir gingen in Haralds Arbeitszimmer hinüber. Ich war außerordentlich neugierig auf diesen indischen Arzt, von dem jetzt das ganze gelehrte Berlin sprach.

4. Kapitel

Die Schildkröte.

Wir treten ein ...

Niemand ...

Das Zimmer ist leer ...

Über auf dem Teppich vor dem einen Klubsessel liegt ein weicher, brauner Filzhut mit der Öffnung nach oben und zeigt uns sein weißes Seidensfutter sowie den Firmenstempel und die eingeklebten goldenen Papierbuchstaben **R. T.** — Karman Tschu.

Die Tür nach der Bibliothek ist noch immer offen. Vielleicht befindet sich der Inder in der Bibliothek.

Und das nicht.

Harald schaut in sein Schlafzimmer hinein, obwohl es aus geschlossen erscheint, daß ein gebildeter Orientale so taktlos sein sollte, einen Raum zu betreten, der eine derart intime Bestimmung hat.

„Hole Mathilde,“ sagt Harald ...

Mathilde erklärt, daß der braune Herr hier in dem Klubsessel Platz genommen habe. Dann sei sie wieder hinausgegangen. Der Herr müsse noch im Hause sein, denn sie habe die Haustür wie immer verschlossen und den Patentreigel vorgelegt, den nur wir Hausbewohner zu öffnen verstehen.

Wir beide durchsuchen nochmals die drei Zimmer, prüfen die Fenster, — — nichts, keinerlei Anhaltspunkt dafür, wo unser Gast geblieben.

Harald meint: „Er kann aus irgendwelchen Gründen entweder deine Zimmer jenseits des Vorderflurs betreten haben, mein Alter, o'ber auch die Treppe emporgegangen sein ... obwohl ich nicht wüßte, weshalb er in einem fremden Hause ...“

Verstummt ... horcht ...

„Was war das?! Hörtest du ..?“

„Ja ... Es sind Schritte über uns im ersten Stock in unserem Laboratorium ... — Da — — ganz deutlich ... Jetzt Stille ...“

„Nach oben, mein Alter ..!“ Und Harald stürmt hinaus, die Treppe hinan ...

Die Tür zu dem großen dreifenstrigen Raum sperrangelweit offen. Die Fenster noch dicht verhängt, denn wir benutzen das Laboratorium auch als Dunkelkammer, haben hier vorhin die Aufnahmen und die Vergrößerungen der Finger Spuren auf dem Stück Glasscheibe aus Rogges Laden hergestellt.

Harald schaltet das Licht ein ... Dort in der Ecke der

holztisch mit dem Plattenständer ... Die Platten liegen zertrümmert auf dem Boden, die Gelatineschicht ist zerkratzt ...

Wenige Minuten später kennen wir den Flußweg Doktor Karman Tichu: durch das hintere Flurfenster der Mansarde, durch das Dachfenster auf das Dach, von da in die Nester der alten Linde, durch den Gemüsegarten in das große Laubengelände.

Karman Tichu?! — Nein! Die Fußspuren in der herbstlich feuchten Erde des Gartens beweisen uns, daß es sich nur um eine verkleidete Frau handeln kann — — um den Ilsa Schleier!!

Wir kehren in Haralds Arbeitszimmer zurück. Harst deutet auf den Schrank, in den ich die Abzüge der Vergrößerungen und auch das Stück Glasscheibe vorhin eingeschlossen habe.

„Das hätten wir gleich sehen müssen, — — der Nachschlüssel steckt noch ... Dieses Frauenzimmer hat uns den größten Trumpf wieder zur Fehlfarbe gemacht ... Da — die Abzüge und die Glasscheibe sind weg — natürlich! — Ein verteuftest schlaues Frauenzimmer ...! Der Hut dort hat uns an Karman Tichu glauben lassen ... — Ich werde mal Herrn Rogge anrufen ... Ich wette, das Weib hat ihn irgendwie ausgehorcht ...“

Das alte Männchen teilt Harald mit, daß die Dame im Ilsa Schleier kurz nach uns den Laden wieder betreten habe. Sie habe auch sofort das herausgeschnittene Stück Scheibe bemerkt, höhnisch aufgelacht, und dann sei ihm, Rogge, mit einem Mal ganz eigentümlich zumute geworden. Wie ein Starrkrampf habe ein unerklärliches Unwohlsein ihn befallen. Sonst hätte er das Weib bestimmt festgehalten und die Polizei herbeigerufen.

Harald legt den Hörer weg. Schaut mich an.

„Weßhalb sie wohl gerade die Maske des Inders gewählt hat ...?! — Ich denke, wir fahren nach dem Pensionat Witthorst ...“

Wir fahren. — Das Jöflein, als uns empfängt, erklärt, der Herr Doktor Karman Tichu sei nicht anwesend, aber seine Frau würde uns vielleicht empfangen. Wir seien doch wahrscheinlich Herren von der Presse und wollten den Doktor noch kurz vor seiner Abreise so ein wenig ausfragen.

„Gewiß, das sind wir,“ nickt Gerad ganz ernsthaft, und entnimmt seiner Brieftasche zwei Besuchsarten, die nichts als unsere Namen enthalten. „Hör, mein schönes Kind, wollen Sie uns also bitte melden ..“

Das Jöflein flüßt mit wehenden, modernen Knieröcklein davon, und Harst raunt mir zu: „Frau Doktor Karman Tichu ist bekanntlich eine Europäerin von blendender Schönheit, Holländerin, sagt man. Tichu soll sie auf Java kennen-gelernt haben.“

Und ich — ebenso leise: „Wenn es der lila Schleier wäre!“

Mein Freund schneidet eine Grimasse ... „Schnell fertig ist zuweilen selbst das Alter mit dem Wort,“ modelt er das vielgenannte Bitat um. „Ausgeschlossen daß Frau Tichu, wenn sie's gewesen, in der Maske ihres Vatters sich bei uns eingeschlichen hätte! Das hieße, sie hätte sich die Schlinge selbst um den Hals gelegt ...“

Das niedliche Jöflein erscheint ... „Die gnädige Frau läßt bitten ... — und geleitet uns in einen Salon, dessen vornehm-geschmackvolle Einrichtung in wohlthuendem Gegensatz zu der sonstigen Aufmachung von Pensionatsräumen steht. — Eine Seitentür öffnet sich, und in dem hellen, bebaglichen Zimmer sehen wir uns nun einer blonden Frau gegenüber, deren liebliches, sanftes Gesicht einen bezaubernden Ausdruck von harmlosem Lebensfrohsinn und ungekünstelter Liebenswürdigkeit besitzt. Das schlichte Hauskleid, das in losen Knoten aufgesteckte Haar und die natürliche Sicherheit des Benehmens verraten die wahre Dame, die den Bubilopf, getuschelte Augenbrauen, Brillanten und Ballett-

rädchen ihren Geschlechtsgenossinnen von minderem Geschmack überläßt.

Sie lächelt spitzbübisch, und zwitschert mit einem angenehmen, hellen Stimmchen: „Ihre Namen, meine Herren, sind mir nicht unbekannt ... Daher weiß ich auch, daß ich keine Journalisten vor mir habe und mich so geben kann wie ich bin. Vor Pressevertretern muß ich schon die würdige Ehefrau markieren — in Karman's Interesse, dem man kaum zutraut, solch ein unbedeutendes Wesen wie ich es bin ... — doch was plappere ich da ...! Nehmen Sie Platz, meine Herren ... So, und — — wie wär's mit einer Zigarette, Herr Harst? Herr Schraut liebt ja mehr schwere Zigarren ... Ich weiß Bescheid ... Bitte, bedienen Sie sich ... Sie glauben ja gar nicht, wie sehr es mich freut, gerade Sie beide hier in unserem derzeitigen Heim begrüßen zu können ... Zumal,“ fügt sie schallhaft hinzu, „Karman und ich ein leidlich reines Gewissen haben und nicht zu fürchten brauchen, daß Sie beide uns etwa eines bösen Sündenfalls überführen wollen ...“

Ihr Deutsch ist fließend ... Ihr Stimmchen entzückend ... Ein besonderer Charme geht von ihr aus ...

Harst lacht herzlich ... „Sündenfall — — nein, gnädige Frau. Deshalb nicht, und doch gleichsam von Berufswegen.“ Er nimmt eine Zigarette ... Ich löpse eine Zigarre ...

Dann erzählt Harald ... Daß heute eine verkleidete Frau bei uns gewesen — verkleidet als Indier, als Karman Tschu, und uns wichtige Dokumente gestohlen habe.

„Nicht möglich!“ rief die blonde Grazie und schüttelt das Köpfchen. „Das wird Karman außerordentlich interessieren ... Haben Sie noch die Besuchskarte, Herr Harst ...? Ich möchte doch sehen, ob es wirklich eine von Karman's Karten ist ...“

„Bitte — das ist sie ...“

„Ja, genau solche Karten hat mein Mann sich hier drucken lassen ... Wie kann die fremde Person nur in den Besitz

dieser Karte gelangt sein — — mir unverständlich! Allerdings, wir haben hier ja sehr viel in Gesellschaft verkehrt — leider! Professor Straß hat uns überall eingeführt — — schrecklich, meine Herren! In Rom, London, Paris, Madrid, Lissabon, Genf, — überall war's dasselbe ... Es gehörte für die oberen Zehntausend oder besser für die Geldsackaristokratie neuesten Datums zum guten Ton (oh — sie kann also auch bissig sein, die kleine Frau!), den großen indischen Gaukler mit an der Abendtafel sitzen zu haben, und den rätselhaften Mann seinen Gästen vorzustellen, der zum ersten Mal sichtbar den Beweis von der Doppelgestaltung Mensch erbracht hat ...“

Sie spielte hier auf Tichus verblüffendstes, nie aufgeklärtes Kunststück an: er setzte sich bekanntlich in einem halb verdunkelten Zimmer auf einen Stuhl, einen zweiten leeren Stuhl neben sich. Nach einiger Zeit schien dann Tichu in leichte Nebel sich aufzulösen, die sich bis zum zweiten Stuhle ausbreiteten, sich wieder verdichteten und allmählich zwei ichemenhafte Gestalten bildeten — zwei Inder, deutlich erkennbar als Narman Tichu: die materialisierte Seele und der Körper, beide getrennt. —

Während Frau Tichu noch die letzten Sätze über ihre vollen, schön gezeichneten Lippen gebracht hatte, war aus dem einen Fensterwinkel eine kleine Schildkröte langsam hervorspaziert gekommen, ein Tierchen, dessen Rückenpanzer etwa so groß wie eine ausgebreitete Männerhand war.

Sowohl Harald als auch ich bemerkten die Schildkröte, während Frau Tichu mit dem Rücken nach jener Ecke hinsah und erst aufmerksam wurde, als ich allzu häufig hinsüberschießte, denn das kleine Panzergeschöpf taumelte zuweilen wie trunken hin und her und konnte nicht einmal über den Rand des dicken Smyrnateppichs hinweg, fiel immer wieder zurück und machte ganz den Eindruck, als ob es krank sei.

Die reizende Blondine hatte sich umgewandt. Ibrano auf

.. „O, — der Peter ..!“ rief sie und holte das Tierchen.
 „Da — es ist mein Liebling, Herr Harst, sie ist jedoch krank.“

Sie hielt uns die Schildkröte entgegen ...

„Sie ist so zahm ... Ich habe sie erst vier Wochen,
 aber ...“

Mit einem Male war's mir da, als ob von der Schildkröte ein eisiger Luftstrom ausginge ...

Und im selben Moment spürte ich genau dieselbe beklemmende Angst, die ich bereits heute vormittag im Flur von Julius Jakobsohns Wohnung kennengelernt hatte ...

Eine Angst, die sich hier jedoch in kurzem zu namenlosem Grauen steigerte — bis zu einer Empfindung völligen Gelähmtseins. Dann zerrann alles vor meinen Augen in rote Nebel, durch die feurige Blitze hindurchzuhren ...

Dann ... nichts mehr ...

5. Kapitel.

Hagenbeds Inbertruppe.

Drei Tage später, abends halb zehn, in Haralds Arbeitszimmer ... —

Vormittags elf Uhr hatte man uns beide zufällig in dem großen Reisekoffer des Ehepaars Sihu, den dieses im Pensionat Witthorst zurückgelassen hatte, damit er ihnen später direkt nach Indien nachgeschickt würde, in einer Bodenkammer gefunden — bewußtlos — — noch immer!

Ein Zufall, der uns das Leben gerettet hatte. Frau Witthorst war mit ihrem Ferrier auf den Boden gegangen, um

aus einer Truhe, die unweit des hier untergebrachten Riesenloffers stand, etwas herauszusuchen. Der Ferrier hatte uns gemittelt, hatte gebellt, an dem Koffer gekratzt, geheult, — kurz, die Pensionsinhaberin wurde argwöhnisch, ließ einen Kriminalbeamten holen, und der Koffer wurde aufgebrochen. Man fand uns eng nebeneinander gepreßt und in Decken gehüllt. Ein Arzt sorgte für unsere sofortige Ueberführung zur nächsten Rettungswache, und hier wurden wir so allmählich wieder zu uns gebracht, ließen uns nach Hause fahren, legten uns zu Bett und schliefen nach einer mäßigen Mahlzeit bis halb neun, erhoben uns, aßen zu Abend und saßen jetzt um halb zehn mit unserem alten Freunde Fritz Bechert und dessen Kollegen Doktor Lütke um den Sofa Tisch herum, waren wieder wohltauf und liehen uns den alten Rotwein, Zigaretten und Zigarren schmecken ... —

Unser Verschwinden hatte natürlich sehr bald die Polizei mobil gemacht. Als wir uns bis zum nächsten Morgen nach unserem Besuch bei Frau Tichu daheim nicht wieder einfanden, hatte Haralds Mutter Bechert angelutet und ihm mitgeteilt, daß wir am Tage vorher zu Karman Tichu gefahren seien. Bechert begab sich sofort in das Pensionat. Tichus waren am Abend vorher abgereist, und das Fräulein erklärte bestimmt, daß sie gehört habe, wie die Frau Doktor sich von den beiden Besuchern, von uns, an der Flurtür verabschiedet habe. Da ja auch keinerlei Anlaß vorlag, Tichus irgendwie mit unserem Verschwinden in Zusammenhang zu bringen, hatte Bechert sich darauf beschränkt, dem Ehepaar, das nach Stockholm unterwegs war, eine Depesche zu lassen mit der Anfrage, ob wir das Pensionat wirklich verlassen hätten und wann. Die Antwort traf ein: „Die Herren verabschiedeten sich von mir um halb drei. — Anita Tichu, zur Zeit Stockholm, Hotel Skansen.“

Alle Bemühungen der Polizei und der Presse, unseren Verbleib aufzuklären, blieben ergebnislos. Und wir beide wären in dem Koffer unbedingt elend und langsam in unse-

rem Schwere, Starrkrampfähnlichen Zustand verhungert, wenn der Hund uns nicht gewittert hätte. —

Bechert legte uns nun kurz die Sachlage klar ...

„Ich habe heute mittag sofort mich durch Funkspruch mit der Stockholmer Polizei in Verbindung gesetzt. Frau Anita Tschu, geborene Galasi — übrigens keine Holländerin, sondern eine Spanierin —, ist im Hotel Skansen nur allein abgestiegen und schon nach zwölf Stunden wieder abgereist. Wohin, weiß niemand. Ebenjowenig weiß man, wo Karman Tschu geblieben ist. In Stockholm war er nicht. Auch hier in Berlin hat man ihn zum letzten Male gesehen, als er damals abends mit seiner Frau und seinem Gepäck das Pensionat verließ, um nach dem Stettiner Bahnhof zum D-Zuge nach Sahnitz zu fahren. Nachfragen aus dem Stettiner Bahnhof haben ergeben, daß an jenem Abend eine Dame drei Koffer nach Stockholm aufgab, und diese Frau ist offenbar Anita Tschu gewesen. — Wo aber hat man nun das Ehepaar zu suchen, das sich doch offenbar getrennt hat?“

Becherts Kollege Doktor Lüttke ergänzte diese Angaben noch ... „Ich sollte mich mit der Londoner Polizei in Verbindung setzen, denn Karman Tschu ist ja nicht nur englischer Untertan, sondern auch ein bekanntes, gesüchtetes, und den Herren Engländern sehr unbequemes Mitglied der indischen Freiheitspartei. Man hat ihn beständig überwacht, zumal man seiner Europareise politische Motive untersah. Die politische Polizei der Weltlern jenseits des Kanals hatte die Lebenswürdigkeit, zurückzuzucken, daß auch sie die Spur Karman Tschus seit dem 13. Oktober abends verloren habe. Die Agenten, die den Inder bewachten, hatten das Auto, mit dem das Ehepaar zur Bahn fuhr, in einem anderen Kraftwagen verfolgt und gesehen, daß der Inder im Tiergarten das Auto halten ließ, bezahlte, zwei der Handkoffer trug, seine Frau den dritten, und daß die beiden sich dann eiligst auf einem schmalen Promenadenwege entfernten. Die Agenten kamen zu spät: in dem dunklen Tiergarten war

ihnen Tichu nebst Gattin entschlüpfte! Auch alle weiteren Nachforschungen nach den beiden sind bisher ohne Erfolg geblieben. — Soweit die englische Auskunft. — Und nun reden Sie, bester Harst ... Viel Interesse scheinen Sie weder für Becherts noch meinen Angaben gehabt zu haben.“

Harst saß weit zurückgelehnt in dem tiefen, molligen Cassianklubfessel. Seine Augen waren halb geschlossen. Diese Augen und die Mund- und Rinnpartie seines Gesichtes machten einen geradezu schläfrigen Eindruck. Nur wer ihn so gut kennt wie ich, ließ sich durch diese kleinen scheinbaren Anzeichen von Gleichgültigkeit und Abspannung nicht täuschen.

Er öffnete jetzt die Augen ganz weit und schaute Lüttke mit einem kurzen Heben der Schultern ruhig an. „Wenn die englische politische Polizei die Spur des Ehepaares verloren hat, dann werde auch ich die beiden vorläufig kaum finden, es sei denn, daß der beste Bundesgenosse unseres Berufes, lieber Lüttke, eben der sogenannte Zufall, helfend eingreift. Insofern haben Sie ja recht: viel Interesse bringe ich dieser Geschichte nicht mehr entgegen, denn bisher ist ja unserem alten Freunde Julius Jakobsohn noch nichts zugefallen, was mit dem Eindringen der Frau Doktor Tichu in seine Wohnung in Verbindung stehen könnte. Jakobsohn hat sich nicht mehr gemeldet, also ist alles in Ordnung. Und daß diese Frau Schraub und mich dort im Salon des Pensionats so schlau außer Gefecht gesetzt hat und uns in dem Koffer elend umkommen lassen wollte: nun, wir leben noch, und vorläufig fühle ich mich zu matt, um mich sofort wieder in neue Abenteuer zu stürzen, die mit Anita Tichu als Gegnerin einen vollkommen frischen Körper und Geist verlangen. Das werden Sie einsehen. Ich werde mich erst mal gründlich erholen, werde diese Ferien dazu benutzen, meine Arbeit über die Psyche der modernen Hochstapler zu beenden, wobei mein lieber Schraub mir helfen und das Diktat tippen wird. Inzwischen können Sie beide, meine Freunde, den feinen Riesenapparat, den man Berliner Kriminalpolizei nennt, spielen

lassen. Irgend etwas werden Sie schon ermitteln, zumal Ihnen ja ein Stab von Beamten zur Verfügung steht, die den berühmten Londoner Kollegen jetzt längst den Rang abgelaufen haben. Ich empfehle Ihnen zum Beispiel nach dem Autolenter zu schauen, der das Ehepaar Tichu mit ihren Koffern vom Tiergarten aus weitergefahren hat. Für ebenso wichtig halte ich die Feststellung, ob eines unserer Berliner Spielwarengeschäfte vielleicht automatische Schildkröten von verblüffend natürlichem Aussehen und ziemlich lautlos arbeitendem Mechanismus vertreibt, denn Frau Antas Schildkröte war Kunst — doppelte Kunst, da das tadellose Spielzeug der Frau auch dazu diente, uns mit dem heimtückischen Gaste der Cerba-Liane anzublafen ...“

„Wie — — ein Automat, diese Schildkröte?“ rief Bechert, und er, Lüttke und ich machten genau dieselben ungläubig-erstaunten Gesichter.

„Ein Automat — bestimmt!“ nickte Harst. „Leider merkte ich's erst, als es schon zu spät war ...“ — Er gähnte verstoßen, und unsere Bekannten verabschiedeten sich denn auch sehr bald. Ich gab Ihnen bis zur Vorgartentür das Geleit, schloß die Pforte ab und kehrte ins Haus zurück. Harald war nicht im Arbeitszimmer, sondern in dem kleinen Raume neben seiner Schlafstube, der uns als Umkleekabinett dient und die großen Drehspiegel und Schränke enthält. Harald stand (mit Verlaub) bereits in Unterhosen.

„Nanu?“ entfuhr es mir, denn er nahm jetzt aus Schrank 2 ein Pennbruderkostüm hervor ...

Wandte mir sein Gesicht zu ... Seine grauen Augen leuchteten ... „Fig, mein Alter, — ließ erst einmal die Zeitungsnachricht der Nachtpost, — ich habe das Blatt obenauf gelegt und die Stelle angekreuzt ... Fig — — dann in die Stromermaße!“

Ich eilte in Arbeitszimmer zurück ...

Lese:

Heute mittag wurde im Halensee am Westufer unweit

des Grenzzaunes des Luna-Parks beim Auskrauten des Sees die stark in Verwesung übergegangene Leiche eines Inder gefunden, der im August dieses Jahres aus dem Hagenbedschen Inderdorfe des Luna-Parks verschwunden war. Der Inder hatte bekanntlich kurz vor seinem Verschwinden durch deutliche Anzeichen eine beginnende Geisteskrankheit verraten, sollte in eine Heilanstalt übergeführt werden und entfloß, ohne daß man seiner wieder habhaft werden konnte. Es liegt zweifellos Selbstmord vor. Der Inder muß sich in einem Boote einen Dolch ins Herz gestoßen haben, versank, und geriet in das Kraut, so daß die Leiche nicht wieder emporstehen konnte. Der Dolch steckte noch in der Wunde. — Die Leiche ist vorläufig im Keller des Beamtenwohnhauses in der Trabener Straße untergebracht worden.

So weit die Abendblattnotiz.

Mein erster Gedanke war: was geht uns dieser Inder an?! Glaubst Harald etwa, daß es sich hier nicht um das verschwundene Mitglied der Hagenbedstruppe, sondern um Doktor Karman Tschu handelt?! Das ist doch anzuschlossen! Tschu hat vor vier Tagen noch gelebt, und in der Zeitung steht ausdrücklich „stark verweist“!

Das ging mir so blyartig durch den Kopf, als ich wieder unser Kostümzimmer betrat.

„Nicht wahr, es kann nicht Tschu sein ...“ empfing Harald mich, der nun schon beim Schminken war.

„Allerdings nicht ... Und trotzdem scheinst du ...“

... Scheine ich Zweifel zu hegen ... Und sehr — sehr ..! Man kann den Verwesungsprozeß auch künstlich beschleunigen, mein Alter ... Jedenfalls werden wir uns den Toten genau ansehen ...“

Ich begann mich rasch zu entkleiden, wenn auch mit starkem Unlustgefühl, denn diese nächtliche Expedition hielt ich für recht überflüssig.

„Du mußt doch irgendeinen Anhaltspunkt haben, daß es Tichu sein könnte,“ meinte ich gedehnt, und streifte die Schuhe ab.

„Natürlich ..! Die Hagenbedsche Inbertruppe setzte sich ausschließlich aus Hindus, aus Gläubigen des Brahmanismus, zusammen. Kein Hindu begeht Selbstmord, wenigstens nicht durch eine Metallwaffe — — niemals! Sie ziehen den Strick vor, denn dann bleibt die Seele im Körper, die erst frei werden darf, wenn die Flammen des geweihten Scheiterhaufens den Leib in Asche verwandeln ...“

Das leuchtete mir ein. — „Sollte es nun wirklich Doktor Karman Tichu sein, so liegt natürlich Mord vor,“ spann ich meine Gedanken weiter aus.

„Ja — ein Mord, begangen von demselben satanischen Weibe, das mit Menschenleben wie mit Federbällen spielt ... — Was wissen wir denn über Tichus Ehe? Nichts! Wer kennt die Gründe, die den großen Gaukler und Gelehrten in Spanien dazu veranlaßten, Anita, geborene Galski, zu ehelichen?“

„In Spanien? Ich denke, auf Java hat er sie kennen gelernt, und eine geborene Holländerin soll sie sein und ...“ Ich verstumme. Mir fällt zu spät ein, was Becherer vorher erwähnt hat ... „Entschuldige, Harald, ich war etwas geistesabwesend ... Jetzt erst erinnere ich mich an Becherers Neußerungen ...“

Harst schweigt. Und schweigend beenden wir unsere Maske, verlassen dann durch das eine Bodensfenster das Haus, klettern in die alte Pappel hinein, befinden uns nach einem Wege von fünfzehn Metern immer durch Baumkronen im Nachbargarten und betreten von hier aus einzeln die Straße. Die Nacht ist dunkel und windig. Die letzten wellen Blätter schütteln diese vereinzelt Sturmsöße von den Zweigen, und als wir den Fehrbelliner Platz erreicht haben, ist bereits aus dem hohen Herbstwind ein kleiner Orkan geworden. Wir bewaen die Oberleiber vor und kämpfen uns über den freien

Platz hinweg bis in den Schuß der ersten Häuser der Westfälischen Straße ... Hier warten wir in einer tiefen Lohr-
 einfahrt, spähen nach Verfolgern aus. Eine Straßenbahn
 der Linie 91 kommt vorüber. Der Lichtschein des hellerleuch-
 teten Wagens gleitet über unsere Gesichter, unsere Lumpen,
 unsere Schnapsnasen, die zerbeulten Filzbedel ... — „Wei-
 ter!“ sagt Harst ... Alles sicher ...“

Auf der Halenseer Brücke wirft uns der Sturm beinahe
 um. Ein Schupo mustert uns argwöhnisch ...

Dann die Trabener Straße ... Linker Hand die hohen
 Bauten der Berg- und Talbahn des Luna-Parks, rechts der
 Eisenbahndamm. Hier pfeift der Wind über uns hinweg ...
 Weiter ...

Und nun das graue Haus mit dem kahlen Vorgarten,
 wo die Beamten der Straßenreinigung der Gemeinde Grune-
 wald wohnen ... Zwischen diesem Grundstück und dem nächsten
 ein breiter, steil abfallender Weg zum Halensee hinab, dessen
 Wasserspiegel ganz matt wie eine polierte Stahlscheibe auf-
 leuchtet, wenn das Gewölk am Himmel zuweilen die Mond-
 sichel freigibt ...

Harald steigt über den Zaun ... Ich ihm nach ... Das
 Haus ist dunkel ... Nur zwei Fenster der Seitenfront lassen
 schmale Lichtstriche sehen.

Wir schleichen näher, reden uns hoch, blicken in eine
 Stube hinein, in der eine Frau an einer Nähmaschine ar-
 beitet, während ein Junge von vielleicht elf Jahren auf dem
 Teppich sitzt und starr geradeaus blickt ... Jetzt ruft er etwas,
 und da erscheint auch schon in unserem Gesichtsfeld eine
 langsam vorwärtswatschelnde Schildkröte ...

Die Schildkröte ...! Genau dieselbe wie Frau Anita
 sich uns heimtückischerweise hinhielt, genau dasselbe kleine
 Wunderwerk ... Nur nicht mehr so tabellos naturgetreu mehr
 wie damals, wie ich erkannte, denn auf dem Rückenpanzer
 war stellenweise die Farbe abgeplakt, und das helle Blech
 grinste hindurch ...

„Sie hat im Wasser gel...“ — gelegen, hatte Harald den geküßtesten Saß beenden wollen ...

Wollen ...

Geräusche hinter uns ... Da hatte mich auch schon jemand beim Genick gepackt ... Keine zarte Hand ... Ein Blick nach rechts ... Zwei Leute hatten sich auf Harald geworfen, und eine tiefe Bassstimme drohte jetzt: „Hier Kriminalpolizei! Macht keine Biden, ihr beiden! Jetzt haben wir euch!“

Da Harald sich in keiner Weise gewehrt hatte, versuchte ich ebenfalls keinerlei Widerstand, was mir allerdings auch kaum viel genützt hätte, denn die drei Tage in dem Kesselfoyer hatten meinen Kräften doch recht übel mitgespielt.

Die vier Männer schoben uns jetzt durch die Seitentür in dasselbe Zimmer hinein, wo die Frau die Nähmaschine hatte schnurren lassen und die Schildkröte am Halensee zum ersten Male diese nähere Bezeichnung „am Halensee“ mit Recht verdient hatte ...

Bevor hier jedoch einer unserer vier Ueberwinder noch den Mund hatte öffnen können, sagte Harst in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete:

„Ich bin Harald Harst ... Lassen Sie sofort die Rolläden herab — sofort!“

Und dabei schaute er den breitschultrigen Mann mit der Bassstimme halb belustigt an, fügte hinzu:

„Herr Kriminalassistent Körner von der Polizeiwache Brunewald, nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Harst ... Entschuldigen Sie schon, ... Ich habe nicht ahnen können, daß ...“

„Die Rolläden!“

Und die Rolläden schrammten polternd hinab ...

Auf dem Teppich kroch die Schildkröte entlang und verschwand unter dem Sofa ... Der Junge aber stand da und glogte uns aus großen Rinderaugen erschaut und ein wenig ängstlich an ...

1. Kapitel.

„So,“ meinte Harald, „nun hätte ich einiges mit Ihnen zu besprechen, Herr Körner ... Sie schicken am besten Ihre drei Helfer in den Garten zurück, damit die Gegenpartei nicht etwa draußen horcht.“

Einer der Männer wandte sich an die Frau ...

„Anna, geh schlafen ... Nimm den Frik mit ... Dies hier ist nichts für euch ...“ — Es war ein Aufseher der Straßenreinigung, und in seiner Wohnstube entwickelte sich nun zwischen Harst und Körner folgendes Zwiegespräch:

Harst: „Wir sind hierher gekommen, um uns die heute aus dem Hagensee gefischte Leiche anzusehen. Sie befindet sich doch noch hier.“

„Ja, Herr Harst ... Im Keller ...“

„Sie haben sie sich schon mittags angeschaut?“

„Ja ... Es ist der verschwundene Hagenbedsche Inder.“

„Mag sein ... — Vorhin sagten Sie zu uns: Jetzt haben wir euch! — Aus dieser Aeußerung und Ihrer Anwesenheit hier im Hause schließe ich, daß bereits vor uns zwei Männer im Garten waren, aber verschweicht wurden ...“

„Das stimmt, Herr Harst. Der Aufseher Müller kam um ein Viertel zehn Uhr heute nach Hause und bemerkte zwei Leute, die sich an dem einen Kellerfenster etwas zu schaffen machten, aber blitzschnell verschwanden, als sie ihn an der Pforte erblickten. Müller besichtigte das Gitter des Kellerfensters und ...“

„... es war beschädigt — durch eine Stahlsäge ...“

„Ja — einer der Stäbe war schon beseitigt, Herr Harst.“
 „In jenem Keller liegt der Tote?“

Rörner nickte eifrig ... „Und dann hat Müller die Re-
vierwache angerufen, und ich begab mich sofort hierher. Wie
vier legten uns draußen am Zaun hinter den Tannen auf
die Lauer und glaubten dann, als Sie beide herbeigeschlichen
kamen, dieselben Vögel von vornhin erwischt zu haben ...“

„Schon gut, lieber Rörner ... — Jetzt etwas anderes ...“
Und er bückte sich und holte die Schildkröte unter dem Sofa
hervor.

„Ein feines Spielzeug, Herr Harst ...“ lachte Rörner.

„Oh — Geschmacksache ...! — Sie haben das Ding wohl
gleichfalls aus dem Halensee herausgeholt ...“

Rörners feistes Gesicht wurde sehr ernst ...

„Hat es mit dem Ding was besonderes auf sich? — Ja,
die Schildkröte lag unweit der Leiche ... Müller hat sie mit
der Krautharte herausgeholt, nachher gesäubert und seinem
Jungen gegeben ...“

Harald hatte inzwischen das automatische Spielzeug genau
geprüft. An der Bauchseite befand sich ein Loch, durch das
der vierkantige Zapfen zum Ausziehen des Uhrwerks etwas
herausragte. Außerdem gab es dort aber noch ein un sauber
eingeschnittenes vierediges Loch ...

Rörner meinte dienstbeflissen: „Müller hat die Bauch-
seite losgeschraubt — das Deckblech, Herr Harst. Und da
hat er eine merkwürdige Entdeckung gemacht, als er das
Räderwerk trocknen wollte ...“

„Kann mir schon denken, was er fand, lieber Rörner ...
Unterhalb dieses vieredigen Loches lag ein kleiner Gummil-
ball, von dem ein Schlauch bis in das halb offene Maul der
Schildkröte weiterlief und in einem feinen Metallmundstück
endete ... Wer auf dem mit einer Flüssigkeit gefüllten Ball
drückte, indem er einen Finger in das Bauchloch schob, trieb
den Inhalt des Balles wie aus einem Zerstäuber in feinstem
Sprühregen heraus ... Auf diese Weise sind nämlich Schraul
und ich vor vier Tagen betäubt worden.“

Der Beamte murmelte ein „Unglaublich!“ und erwidert

laut: „Es stimmt alles, wie Sie es soeben erklärten, Herr Harst.“

„Jetzt möchte ich den Toten sehen. Gehen wir.“

Vom Flur führte eine Treppe in die hell-hohen, luftigen Kellerräume hinab. Als wir jetzt in den Quergang einbogen, als die Lichtkegel unserer Taschenlampen über die Brettertreppen hinwegführten, rief Rörner ärgerlich: „Verdammt, — da steht ja die Tür weit offen ...!“

Harst war mit schnellen Schritten als erster in dem Kellergelaß ... Der große alte Holztisch, auf dem die Leiche gelegen hatte, war leer. Man erkannte noch den nassen Fleck im Holze, den die nassen Kleider des Toten hervorgerufen hatten. Der Tote selbst war nicht mehr da.

„Also doch gestohlen!“ sagte Harald und wandte sich der Tür zu, untersuchte das Vorlesesloß und die Krampe. Er hielt sich nicht lange auf, schritt den Gang entlang, bis zu dem vergitterten nach Norden zeigenden Fenster.

Das Gitter fehlte, lag draußen auf der herbstfeuchten Erde. Die Fenstersügel waren nur angelehnt.

„Sehen Sie, Rörner, Sie haben auf der anderen Seite des Hauses Wache gehalten, und derweil sind die beiden Kerle wahrscheinlich vom Luna-Parl her in den Garten geschlüpft und haben den Toten geholt ...!“

„Burdell — Also Leichenräuber! Schächerer, die selbst mit Toten Handel treiben ...! Bunde!“ Rörners Empörung wedete bei Harald nur ein mäßiges Echo ...

„Natürlich — Leichenräuber! — Gehen wir wieder nach oben ...!“

Rörner zögerte ... „Herr Harst ...“

„Nun?“

„Herr Harst, ich ... ich habe so das Gefühl, als ob Sie mir manches verschweigen ...!“

„Schon möglich, lieber Rörner ... Sie werden sich damit vorläufig zufrieden geben müssen und dafür sorgen, daß unser Besuch hier im Hause unbedinnet aehelm bleibt — unbedinnet.“

Sie verstehen mich Besonders Müllers Frau und den Knaben nehmen Sie sich ordentlich vor ... Hier sind drei holländische Gulden ... Müller soll seinem Frißchen dafür ein anderes Spielzeug kaufen ... Die Schildkröte dürfte noch eine wichtige Rolle spielen — später ... — Gehen wir ...“

Oben in der Wohnstube ließ Harald sich dann von Müller, den der Beamte hereingerufen hatte, auch den Ball mit dem Schlauch und dem feinen Metallmundstück geben.

Nachdem wir Schildkröte und Ball sauber eingepackt hatten, verabschiedeten wir uns und traten den Heimweg an über den Zaun des Lunaparks, an den Treibhäusern vorüber und wieder über den Zaun in die Trabener Straße. Harst hatte Körner noch gebeten, bei Tagesanbruch sofort im Garten nach den Spuren der Leichen diebe zu suchen, die Jünger anzudeuten und womöglich einen Polizeihund die Spur aufnehmen zu lassen ... „Obwohl ich fürchte, daß der Hund nichts ausrichten wird, lieber Körner ... Gute Nacht ...“

Um halb eins waren wir wieder daheim und zwar abermals durch die Baumkronen ... Harst schien überall Spione zu befürchten.

Wir legten die Maske ab, schlüpfen in unsere warmen Hausjacken und setzten die Seemaschine in Gang. Harst packte die Schildkröte und den Ball aus, legte beides auf einen weißen Vogen auf dem Sofatisch und nahm eine Mirakulum, rauchte ein paar Züge, drehte den Ball hin und her, drückte ihn und förderte so noch eine geringe Menge Schmutzwasser auf das Papier ... Dann griff er nach seinem Taschenmesser, schnitt den Ball auf, krepelte ihn vorsichtig um und deutete auf der Innenseite auf einen körnigen Niederschlag ...

„Harz der Cerba-Piane, mein Alter ...! Das Teufelszeug wollen wir sauber heraustragen und in reinem Alkohol auflösen. Dann haben wir ein Betäubungsmittel, dessen Wirkungen wir recht gut kennen und das uns vielleicht im Kampf mit Anita Tichu noch nützlich sein kann.“

Er begann das Harz sorgfältig von dem schwarzen Gummi auf ein Blatt Papier zu kratzen.

Es war weit mehr, als ich geschätzt hatte.

„Ja — sie hat die Schildkröte wie sie war dem ermordeten Tschu folgen lassen ... ins Wasser ... Ich wette, sie wird die Leiche irgendwie beschwert gehabt haben ... Die Steine mögen dem Toten aus den Taschen gefallen sein ...“ — Er sprach mit jenem geistesabwesenden Ausdruck, der ihm stets eigentümlich, wenn seine Gedanken sich aufs Schärfste auf einen Punkt konzentrieren. „Der Mord ist an jenem Abend ausgeführt worden, als das Ehepaar nach Stettin reisen wollte, und Anita nachher allein dorthin fuhr ... Ein Mord, der natürlich vorher bis ins kleinste vorbereitet war und bei dem Anita dieselben beiden Helfer gehabt hat, die heute die Leiche stahlen. Sie stahlen sie nur aus Angst vor uns.“

Ich füllte die Beergläser ... „Verzeih', das letzte verstehe ich nicht ... Aus Angst vor uns?!"

„Ja ... Weil wir eben gegen Anitas Erwarten heute doch aufgefunden und gerettet worden waren. Anita fürchtet uns, fürchtete, wir könnten Tschu als den Toten erkennen ...“

„Ach so — — allerdings ...!“

„Profit, mein Alter, — trinken wir auf eine glückliche Lösung dieses dunklen Problems, das in der Tat noch so zahllose unaufgeklärte Punkte enthält, daß man mit Recht sagen kann: Eigentlich wissen wir noch gar nichts! Weshalb war Anita bei Jakobsohn? Weshalb hat sie ihren Gatten beseitigt? Wer sind ihre Helfer?! — Drei Fragen, die noch sehr viel Kopfzerbrechen bereiten werden, nehme ich an ... — Profit!“

Wir wollten trinken, kamen aber nicht dazu, denn in Haralds letzte Worte hinein schrillte peinigend laut das Telefon auf Haralds Schreibtisch. Bevor ich mich noch erheben konnte, war er schon hochgeschwollen. Es machte fast den Ein-

druck, als hätte er auf diesen Anruf gewartet. — Er melbete sich, horchte ... Seine Augenbrauen zogen sich hoch ...

Dann: „Wir kommen sofort, liebe Frau Julad. Lassen sie alles so, wie es ist. Nichts anrühren ... Der Arzt mag uns erwarten.“ Und er legte den Hörer weg, drehte den Kopf nach mir hin: „Julius Jakobsohn ist vor einer halben Stunde in der Badewanne von seiner Wirtschafterin tot, ertrunken, aufgefunden worden. Der Arzt Jakobsohns hat erklärt, der alte Herr sei in der Badewanne ohnmächtig geworden und so ums Leben gekommen. Ich glaube an diesen Unglücksfall nicht, denn ich hielt Jakobsohns Leben seit jenem Tage für bedroht, als Anita Tichu bei ihm gewesen war. Ich habe Jakobsohn dies auch zu verstehen gegeben. Er blieb verschlossen. Er muß wohl seine Gründe dafür gehabt haben. In jeder von uns hat dunkle Punkte seines Daseins zu verhüllen. — Fahren wir nach der Passauer Straße.“

2. Kapitel.

Frau Julad, gänzlich fassungslos und immer wieder von neuem in Tränen ausbrechend, ließ uns ein. Im Herrenzimmer saß Doktor Stempner, der kleine, bewegliche Sanitätsrat, der uns ebenfalls kein Fremder mehr war. In kurzer Zeit waren auch Freund Becherl und Körner zur Stelle.

Frau Julad mußte den Vormittag genau schildern. Jakobsohn war wie immer um halb acht aufgestanden, hatte um acht gefrühstückt und sich dann mit den Morgenzeitungen auf seinen Lieblingsplatz zurückgezogen. Um neun war Frau Julad ausgegangen, um Einkäufe zu erledigen. Als sie um zehn heimkehrte, hatte sie zunächst ihrem Herrn wie immer zwei Röstschmittchen mit Sardellenbutter zurechtgemacht — sein zweites Frühstück. Gegen elf kam er dann zu ihr in die

Rüchse und erklärte zu ihrer Ueberraschung, daß er ein Bad nehmen wolle. Auf ihre Bemerkung, ein Bad zu dieser Stunde sei doch kaum gesund, erwiderte er ziemlich übelgelaunt: „Es bleibt dabei!“ — Frau Julad zündete also den Gaskabedofen an, und als die Wanne gefüllt war und das Wasser die richtige Temperatur, 31 Grad, hatte, schloß der alte Herr sich im Badezimmer ein. Als eine volle halbe Stunde verging, ohne daß er wieder erschien, wurde die Wirtschafterin unruhig und klopfte gegen die Badezimmertür. Sie erhielt keine Antwort. Auf gut Glück legte sie die Hand auf den Drücker. Die Tür war nicht mehr von innen verriegelt. In der Wanne lag, den Kopf unter Wasser und die Füße herausragend, der Rentier — regungslos! Frau Julad packte zu, zerrie ihn aus der Wanne heraus und legte ihn auf den Bastteppich. Dann rief sie den Sanitätsrat an, der in einer Viertelstunde zur Stelle war. Er konnte nur den bereits eingetretenen Tod feststellen, unternahm trotzdem noch Wiederbelebungsversuche — ohne Erfolg. Die Wirtschafterin erinnerte sich jetzt an eine beiläufige Aeußerung ihres Herrn, die dieser vorgestern getan hatte, als er die Sicherheitschlösser an der Flur- und Küchenür hatte auswechseln und die Fensterladen mit neuen Verschlüssen hatte versehen lassen. „Frau Julad, wenn irgend etwas passieren sollte, so rufen Sie unbedingt Herrn Harst herbei, der zwar zurzeit verschwunden ist, aber wohl wieder auftauchen wird.“ — Aus diesem Grunde hatte die Wirtschafterin denn auch uns von dem traurigen Unglücksfall sofort benachrichtigt.

„Herr Jakobsohn hat also heute vormittag keinen Besuch erhalten?“ fragte Harald nun die völlig niedergeschmettete Frau.

„Nein, Herr Harst, bestimmt nicht, auch nicht während der Zeit meiner Abwesenheit zwischen neun und zehn Uhr, denn ich fragte ihn nach meiner Rückkehr, ob die Waschanstalt die Plättwäsche geschickt habe, und er erwiderte: „Es war

überhaupt niemand hier. Es hat nicht ein einziges Mal ge-
läutet ..." — So sagte er wörtlich, Herr Harst."

„Dann will ich mir jetzt den Toten und das Badezimmer
ansehen. Bechert und Schraut, ihr kommt wohl mit. Sie,
lieber Körner, könnten inzwischen die Kunstschlösser der Türen
genau prüfen. Falls Sie noch Zeit haben, Herr Sanitäts-
rat, könnten Sie vielleicht noch zehn Minuten warten.“

„Gern, Herr Harst ... Vermuten Sie einen gewaltigen
Tod, einen Mord?“

„Vermuten — ja! Die Beweise sind erst noch zu er-
bringen. Daß Jakobsohn sich bedroht fühlte, dafür spricht
ja schon die Auswechselung der Schlösser und die Anbringung
neuer Verschlüsse für die Fensterläden.“ —

Der Tote lag noch im Badezimmer. Man hatte ihn mit
einem Laken bedeckt.

Harst trat als einziger ein. Er sah sich um und blieb
in der Tür stehen. Haralds Blick streifte nur flüchtig die
unter dem Laken hin abgewandte Seite. Er ließ seinen
Blick wanderte über jeden einzelnen Gegenstand hin, ganz
langsam, — über die Wände, über das Fenster mit den
Milchglascheiben und über die oben unter der Decke befind-
liche Lüftungklappe, die einen Fallstabschluß hatte.

Dann bückte er sich über die Wanne. Es war eine
Nachelwanne, und das Wasser vollkommen klar.

Mit einem Male zog er seine Jacke aus, streifte den
Ärmel des Oberhemdes ganz hoch empor und griff in das
Wasser hinein, brachte so vom Boden der Wanne zwischen
Zeigefinger- und Daumenspitze drei kleine, braune Körnchen
ans Tageslicht und zerrieb sie bedächtig, roch daran, rieb
stärker und zeigte uns, daß seine Fingerspitzen durch das
bräunliche Pulver aneinander klebten.

„Harz — — Harz der Cerba-Piane ...“ sagte er nur.

„Also Mord!“ rief Bechert gedämpft.

„Ja — Mord, — und zwar ein Mord, der ohne diese
Harzkörnchen nie nachgewiesen worden wäre. Es muß sich

hier heute vormittag in der Wohnung Jakobsohns folgendes abgespielt haben: Das Haus wurde beobachtet. Als Frau Julad es verlassen hatte, verschaffte sich jemand Zutritt zu dem alten Herrn. Dieser Fremde, vielleicht Frau Untta selbst, hat Jakobsohn mit Hilfe des Cerbasastes leicht betäubt und dem Bewußtlosen den Befehl erteilt, zwischen elf und zwölf ein Bad zu nehmen, alles übrige aber, was diesen Besuch betraf, zu vergessen. Die Eigentümlichkeit der Wirkung des Cerbasastes ist es ja gerade, daß der Betäubungszustand einem hypnotischen, tiefen Schläfe entfernt ähnlich ist, daß also das Hirn weiterfunktioniert, für alle Eindrücke empfänglich ist und mithin Befehle auch nach dem Erwachen prompt ausgeführt werden ...“

„Unheimlich!“ murmelte Behert ...

„Allerdings ... Es gibt kein Rauschgift, das so leicht zu Verbrechen mißbraucht werden kann, wie der Verou-Luzi. Schraut und ich haben ja bereits einmal diese Wirkungen bei Frau Julad und dem armen, alten Herrn studieren können. — Jedenfalls: der Mörder läßt es nicht nur bei diesem einen Befehl. Nein, er zeigt erst seine ganze teuflische Raffiniertheit, indem er Jakobsohn weiter austrägt, die Lüftungsklappe dort oben zu schließen, sobald er in der Wanne sitzt. — Während der alte Herr noch gegen die halbe Ohnmacht ankämpft, eilt der Mörder hier ins Badezimmer und steigt auf den Wannenrand, befestigt zwischen den Stäben der Lüftungsklappe ein gefülltes Bällchen aus ganz dünnem Gummi mit einem kurzen Gummimundstück, einem Strahlrohr, das nach unten zeigt, — befestigt das teuflische Instrument derart, daß, wenn Jakobsohn die Klappe schließt, der Inhalt des Gummibeutchens herausgedrückt wird und als feiner Sprühregen nach unten fällt. — Bitte — schauen Sie nach oben, Behert. Was Sie dort zwischen den Stäben der Klappe hängen sehen, und was wie ein verstaubtes, dickes Stück Spinnwebewebe aussieht, ist das leere, graue Gummibällchen.“

„Tatsächlich! Solch eine Verruchtheit!“

„Daß weitere ist klar: Jakobsohn badet, zieht an der Stange der Klappe, das Cerba spricht herab, betäubt ihn, und er ertrinkt. — Über — jeder Verbrecher macht Fehler: das nur in Alkohol lösliche Harz wird hier im Wasser wieder zu kleinen Klümpchen, — und der Mord ist erwiesen! — Es wäre nun vollkommen verfehlt, wenn wir etwa jetzt sofort unsere Feststellungen hier oder aber auch nur die Tatsache, daß Jakobsohn ermordet ist, der Öffentlichkeit preisgeben wollten. Was wir wissen, bleibt unter uns, bis Anita Tichu hinter Schloß und Riegel sitzt, und das wird wohl in acht- undvierzig Stunden spätestens der Fall sein ...“

Beckert und ich starren Harst ungläubig an ...

Er beachtet das nicht ...

„Wir sind hier fertig ... Gehen wir ins Herrenzimmer ... Wir müssen auch den braven Sanitätsrat notgedrungen beschwindeln ... Ein Unglücksfall — — vorläufig!“

Über unser wartet eine andere Überraschung.

Sanitätsrat Stempner wird mit einem Male sehr feierlich. „Herr Harst,“ erklärt er, „vor drei Tagen erhielt ich von meinen alten Freunde und langjährigen Patienten Jakobsohn einen Brief, in dem er mich bat, Ihnen im Falle seines Todes sofort mitzuteilen, daß er Sie zu seinem Testamentvollstrecker ernannt hat, und daß Sie — ich wiederhole wörtlich diese Stelle seines Schreibens — „daß Herr Harst zu allererst seine Aufmerksamkeit meinem Sündenfasse widmen soll ...“ — So hieß es in dem Briefe. — Hier ist er. Ich überreiche Ihnen denselben als vorläufigen Ausweis. Sie sind jetzt hier der Herr der Wohnung, derjenige, der über alles zu bestimmen hat.“

Harald nahm das Schreiben etwas zögernd entgegen. „Kein leichtes Amt vielleicht,“ meinte er ... „Trotzdem, Jakobsohn war mir ein väterlicher Freund ...“

Er schiebt den Brief in die Tasche und wendet sich dem Schreibtisch zu ...

Mitten darauf steht ein großes, breites, kostbares Schreibzeug aus Marmor, künstlerisch verziert, die Kanten mit Gold-einlagen, die Deckel der beiden Tintenfüßer goldene Elefanten, die auf einer halben Erbkugel stehen.

Harst klappt den einen Deckel auf. Das Tintenfaß hat einen Glaseinsatz für die Tinte. Er hebt ihn mit dem Messer vorsichtig an und heraus, fischt aus dem Loch einen Zettel hervor ...

Jakobsöhns Schrift:

Herrn Harst: 3 4 7 9 2 8 1 5

Weiter nichts ...

„Die Zahlenreihe für das Zahlenschloß des Tresors,“
nickt Harald.

Und hebt den Glaseinsatz des zweiten Tintenfassers heraus.

Auch hier ein Zettel ...

Herrn Harst: Testament im Geheimfach des Tresors.

Weiter nichts ...

„Wir werden das Testament am besten sofort auf dem zuständigen Amtsgericht deponieren,“ meint Harald. „Sie sind Zeugen, meine Herren ... Auch Sie, Frau Julad ...“

Er schreitet auf den mächtigen Panzerschrank zu ...

Das Kombinationschloß ist sehr bald eingestellt ...

Die schwere, dicke Tür öffnet sich geräuschlos ...

„Geheimfach!“ denke ich. „Wenn ein solches vorhanden, wird es nicht leicht zu finden sein ...“

Harald kennt nun freilich so ziemlich alle Geldschrankkonstruktionen. Einmal hat er sogar zu seinem Vergnügen ein Modell eines Stahltresors hergestellt, und dieses Modell kaufte ihm nachher die Ede-U.-G. ab. — Er braucht auch hier nicht lange zu suchen. Der Unterteil des Tresors hat keine innere Schublade, und dient zur Aufnahme von Büchern. Harst betastet die Decke dieses offenen, großen Faches, und nickt zufrieden. Wir hören ein metallisches Knacken, und dann hält er einen flachen Stahlkasten in der Hand, der ein Verierschloß hat. Auch dieses hält dem erfahrenen, erfinde-

rischen Geist meines Freundes nicht lange stand. So kommt denn nun das in einem gelben, starken Umschlag liegende Testament zum Vorschein. Der Umschlag ist offen und trägt nur die Aufschrift: „Mein Testament. — Berlin, den 18. Oktober 1908. — Julius Jakobsohn.“

Das eigentliche Testament, ein großer, zweimal gefalteter, weißer Bogen, ist eng mit Jakobsohns zierlicher und doch energischer Kuchenschrift bedeckt. — „Sie entschuldigen mich ... Ich möchte diese lechtwilligen Bestimmungen nur kurz übersiegeln, bevor ich den Umschlag versiegele.“

Er tritt ans Fenster. Er besitzt die Gabe, Schriftstücke so schnell zu lesen, daß es jedem andern unbegreiflich erscheint, wie er bei diesem mehr als flüchtigen Hingleiten der Augen über die Zeilen den Inhalt zu fassen und auch zu behalten vermag. Und doch prägt sich seinem Gedächtnis jede Einzelheit, jede Zahl, ja sogar der Wortlaut mancher Sätze ein: Gehirntraining, wie er behauptet.

Er liest ... Er dreht uns anderen den Rücken zu ... Dann sagt er: „Frau Julad, Sie erben die Wohnung nebst Einrichtung und dazu fünfzigtausend holländische Gulden.“

Frau Julad weint wieder ...

Und abermals Harald: „Sie, Herr Sanitätsrat, erhalten ein Legat von 25 000 Gulden ...“

Dann faltet er das Testament wieder zusammen, siegelt es schweigend in den Umschlag ein und schiebt diesen in die Tasche. Darauf trifft er seine Anordnungen, was die Aufnahme des Toten und die Beisetzung angeht. In seinem ganzen Benehmen, seiner Art zu sprechen und der scheinbaren Gelassenheit liegt doch für mich etwas Besonderes: eine gewisse Geistesabwesenheit! Ich bin überzeugt, daß er mit seinen Gedanken anderswo weilt, daß diese Gedanken Frau Anita Tichu, geborenen Galski, gelten.

Der Arzt verabschiedet sich. Kriminalassistent Körner will noch bei Frau Julad bleiben, bis die Leute des Verdingungsinstituts erscheinen.

Bechert und wir beide verlassen dann ebenfalls das Haus. Ein Auto bringt uns zum Amtsgericht. Während der Fahrt fragt Bechert vorsichtig, ob das Testament vielleicht irgendwie das Eindringen Anita's in Jakobsohn's Wohnung und die Ermordung des alten Herrn aufkläre.

„Nein — leider nicht,“ erwidert Harald noch immer so geistesabwesend. „Universalerbe des Vermögens, rund zwei Millionen Gulden einschließlicly der Sammlungen, ist ein unehelicher Sohn Julius Jakobsohn's namens Sancho Alphons Eustachio Pedrilla, der hier bei der spanischen Gesandtschaft einen bescheidenen Schreiberposten innehat und Kleiststraße 19 im Gartenhaus rechts zwei Treppen wohnt. Der jetzt vier- undzwanzigjährige junge Mann — seine Mutter war eine spanische Zigeunerin, mit der Jakobsohn während eines längeren Aufenthaltes in Spanien ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte — dieser Pedrilla ahnt bisher nichts von dem Millionensegen, der ihm nun zugefallen ist, ahnt auch nicht, daß sein Vater hier in Berlin lebte, obwohl Jakobsohn ihm monatlich anonym eine bestimmte Geldsumme schickte.“

„hm — also das war Jakobsohn's Geheimnis,“ meinte Bechert grüblerisch und fügte noch nachdenklicher hinzu: „Immerhin ist es doch auffällig, daß auch die Galski Spanierin ist, und daß Sie, lieber Harst, sogar auf Grund der Lederbörse, die Anita bei dem Schreibwarenhändler sehen ließ, vermuten, auch sie sei ein Kind jenes vagabundierenden Volkes, das so häufig außerordentlich pilant-schöne Frauen und Mädchen hervorbringt. — Da fällt mir gerade ein: Ich habe ja eine Photographie dieses Satansweibes bei mir, die mit einer der englischen Geheimagenten überlassen hat. Ich selbst habe noch nie das zweifelshafte Vergnügen gehabt, Anita von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die Tünn geschwungene schmale Hakennase, die dicken, schwarzen Brauen und ...“

„Hakennase?!“ riefen Harald und ich gleichzeitig. Und Harst ergänzte: „Hakennase?! Das muß wohl ein Irrtum sein. Die blonde, schlanke Frau — Haare lassen sich färben,

— die uns im Salon des Pensionats mit Hilfe der Schildfröde erlebte, hatte ein zierliches Näschen ohne jede Hakenform, mein lieber Bechert. Geben Sie doch mal die Photographie her. Hier stimmt etwas nicht.“

Das Bild war eine Halbprofilaufnahme, tadellos scharf, nicht retouchiert und daher durchaus lebenswahr. Nur — die Person auf diesem Bilde war niemals dieselbe Frau, die wir als Anita Tschu kennengelernt hatten — niemals! Gewiß, es läßt sich wohl aus einer geraden Nase durch Wachs- und Schminke eine Hakennase herstellen, aber niemals umgekehrt.

„Wo ist dieses Bild aufgenommen?“ fragte Harald merklich gespannt.

„In Madrid, von einem der Agenten — heimlich,“ erklärte Bechert sichtlich beunruhigt, da er neue Verwicklungen vorausahnte. „In Madrid, kurz nachdem Tschu das Mädchen geheiratet hatte. Es ist auch erwiesen, daß Anita Galski nie anders ausgesehen hat ... Irren Sie sich hinsichtlich der Nasenform auch nicht, lieber Harst? Doch — — Unsinn, was zweifeln Sie! Ein Mann wie Sie ...“

„... wie ich, sagt Ihnen, daß diese Photographie uns vor ein neues Rätsel stellt,“ führte Harald den Satz leise zu Ende.

Da waren wir auch schon angelangt. — Die Uebergabe des Testaments nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Der Nachlassrichter notierte sich die Adressen des Universalerben und der beiden mit Legaten bedachten Personen und wollte Termin zur Testamentseröffnung für den Tag nach Jakobsohns Begräbnis festsetzen.

Als wir wieder die Straße betreten hatten, begleitete uns Bechert noch und besprach mit Harald die für die Auf- und Festnahme Anitas notwendigen Maßregeln, wobei Harst betonte, daß wir uns durch die vorhin aufgetauchten Zweifel über die Identität der Anita Galski mit der blonden Frau aus dem Pensionat nicht weiter stören lassen dürften.

Bechert verabschiedete sich. Wir beide gingen zu Fuß heim, um uns etwas Bewegung zu machen, wie Harald sagte. Ich merkte jedoch sehr bald, daß er lediglich hier auf den Straßen ermitteln wollte, ob wir beobachtet würden. Er war sehr still und insichgekehrt. Ich störte ihn nicht.

Als er die Pforte unseres Vorgartens öffnete, sagte er unvermittelt: „Anita hat ihre Splane zurückgezogen ... Sie fürchtet wohl, daß wir einen dieser Kerle abfassen könnten ... Gut so. Dann haben wir volle Handlungsfreiheit.“

Bei Tisch — wir aßen mit Haralds Mutter zusammen — fragte diese ihren großen Jungen, ob er denn den Fall Galski-Tichu-Jakobsohn tatsächlich noch für ein vorläufig unlösbares Problem halte ...

Er schaute zerstreut von seinem Teller auf ... „Nein, liebe Mama ... Jetzt nicht mehr ... Die selbe, kaum merkliche rote Linie hat mich auf den richtigen Weg geführt ... Außerdem ... — aber dieser Punkt ist noch nicht ganz spruchreif. Immerhin wird Bechert sein Beamtenheer kaum sehr lange ausschwärmen zu lassen brauchen. Die Schildkröte vom Galensee werden Schrant und ich schon allein ... fangen ...“ — Das war wieder einmal eine von Haralds orakelhaften Antworten. Und trotzdem: ich war mit einem Schlage aus meiner ziemlich beträchtlichen Hoffnungslosigkeit, was die Lösung dieses Chaos' von dunklen Fragen anbetraf, so gründlich ausgerüttelt, daß mir Mathildens delikater gespickter Hocht mit aeriebenem Meerrettich glänzend schmeckte.

3. Kapitel.

Harst war im übrigen allen Fragen nach der Bedeutung der „seinen roten Linie“ gegenüber absolut unzugänglich. Auch Frau Harst richtete nichts aus. — Gegen drei Uhr erhoben wir uns von Tisch. Kaum waren wir in sein Arbeitszimmer, als er verblüffend schön seinen Benehmen änderte. Er stand dicht vor mir, legte mir beide Hände auf die Schultern, lachte mich an ... „Alterchen, wenn ich Mutter gesagt hätte, daß wir in der kommenden Nacht die Treibjagd eröffnen wollen, so wäre sie vor Angst vergangen ... Ich weiß jetzt, wo wir die operierte Anita zu suchen haben ...“

Seine grauen Augen strahlten ...

„Operierte Anita?“ meinte ich kopfschüttelnd.

„Allerdings. Sie hat sich hier in Berlin ihr Hakennäshen umformen lassen — heutzutage keine große Sache!“

„Aber — — weshalb?! — Und die feine rote Linie — — die Operationsnarbe, nicht wahr?“

„Stimmt. Und — — weshalb?! Auch dafür habe ich eine Antwort, eine Vermutung ... — Jetzt wollen wir Vorrat schlafen ... Ich Diwan, du Ledersofa. Hole die Hunde herein ... Man kann nicht vorsichtig genug sein ...“

So schliefen wir denn unter dem Schutze der prächtigen Röter.

Genau um halb ein Uhr nachts verließen wir abermals unser Haus — schweigend, ernst, — Harst immer noch in einem merkwürdigen Zustand von fast finsterner Verslossenheit. Wir hatten uns in zwei ältere würdige Herren verwandelt, und so führte uns ein Auto nach der ... Kleist-

straße — Kleiststraße 19, wo der Beamte Eustachio Pedrilla wohnte, Jakobsohns Universalerbe und außereheliche Sohn.

Als Harald dem Chauffeur dieses Fahrtziel genannt hatte, kam mir blühtartig die Erleuchtung ... Blühtartig reichte ich in einer jagenden Gedankenkette Blick an Blick, — und wollte dann doch nicht an diese meine Theorie über den Fall Galzki glauben ...: daß Unita die Geliebte Pedrillas sei, daß die beiden entgegen Jakobsohns Vermutung doch gewußt hatten, daß Pedrilla der Sohn des Juweliers, — daß Unita damals am 13. Oktober das Testament gelesen und danach ihre ferneren blutigen Maßnahmen getroffen habe: Beseitigung ihres Gatten, Ermordung Jakobsohns, damit dieser das Testament nicht etwa noch ändern konnte, und damit Pedrilla recht bald die Millionenerbschaft zustiele — und so fort, — — Mord auf Mord — — der Millionen wegen! — So sehr hatte ich mich in meine Gedanken eingesponnen, daß ich zusammensuhr, als das Auto plötzlich hielt und Harald rasch ausstieg und zahlte.

Sein Patentdielrich öffnete uns die Haustür von Nr. 19. Dann schritten wir langsam im Gartenhause die Treppen hinan, hatten die Nachtbeleuchtung eingeschaltet, standen nun vor der Flurtür, an der ein Messingsschild mit dem Namen E. Pedrilla angebracht war. Diese Tür war aber auch mit Girlanden umkränzt, und über der Tür hing ein großes, durch Kerzen von hinten beleuchtetes Transparent:

Glück und Segen dem jungen Paare!

Wir beide starrten noch die bunten Buchstaben des leuchtenden Papierschildes an, als hinter uns eine milde Stimme ertönte:

„Verzeihung, suchen die Herren hier jemand?“

Ein älteres Männchen im Schlafrock, hinter ihm eine dicke, kleine Frau: das Ehepaar Kethel, pensionierter Rechnungsrat, wie wir nun erfuhren.

Harst fragte leise ... Und nach den ersten Fragen, die gern beantwortet wurden, nannte er auch seinen Namen ...

Wir traten in den Flur der Wohnung des Rechnungsrats, und hier erfuhren wir den Rest ...

Bei Reihels wohnte seit vier Wochen ein junges Mädchen, namens Anna Garb, ein liebes, fleißiges Kind, das als Agentin für einen Buchverlag tätig war und viel verreisen mußte. Pedrilla hatte sich in Uennchen Garb verliebt, sich mit ihr dann auch verlobt, und heute nachmittag hatten sie geheiratet, waren jetzt noch in der kleinen Weinstube, wohin Pedrilla ein paar Bekannte zum bescheidenen Hochzeits-souper geladen hatte. Pedrilla war genau so sehr der beiden alten Leuten erklärter Diebling wie das fleißige, blonde Uennchen. Einen so braven, soliden Menschen wie Pedrilla gebe es kaum mehr, betonte der Herr Rat. Vielleicht sei Pedrilla ein wenig schwerfällig — auch geistig, aber das sei immer noch besser als einer der modernen Windhunde, die ihre Braut betrügen und als Ehemann dasselbe tun ... „Ja, und das Transparent und die Girlande stammt von uns, Herr Harst, und es ... es erscheint mir undenkbar, daß Sie, Herr Harst, etwa gegen Uennchen oder Pedrilla irgendwie ...“

Harald unterbrach den alten Herrn. „Sie beide wollten die Heimkehr des jungen Paares abwarten, nehme ich an. Ich würde Ihnen raten, dies nicht zu tun. Sie kennen mich, Herr Rechnungsrat. Diese Anna Garb, die, wie Sie vorhin zugeben, auf dem Nasenrücken eine feine rote Linie hat, ist eine überaus gefährliche Verbrecherin. Ob Pedrilla ihr Mitschuldiger ist, wird sich erst herausstellen ...“

Die beiden alten Leuten protestierten aufs energischste gegen diese Verdächtigungen, wurden jedoch sehr still, als Harald fragte, ob das liebe Uennchen Garb vielleicht am 13. Oktober ebenfalls verreist gewesen, und ob es vielleicht bis zum 15. Oktober fortgeblieben sei ...

Ja, das stimme, meinte der Herr Rat. Uennchen habe damals auf Rügen für den Verlag gearbeitet und von Saknig Karten geschickt.

„Ueber Saknig geht es nach Schweden und nach Stock-

holm," nickte Harald ernst. „Haben Sie vielleicht in den Zeitungen von dem Verschwinden des Inders Karman Tichu und seiner Frau gelesen? — Nun, diese angebliche Anna Garb, ist Frau Tichu ... Und die rote Linie auf der Nase rührt von einer Operation her, Nasenveränderung, Herr Rat, damit Anna Garb als Frau Pedrilla von niemandem wiedererkannt würde. — Ich rate Ihnen, zu Bett zu gehen ... Ich muß die Kriminalpolizei verständigen, und der Empfang des jungen Paares wird sich hier in etwas anderer Art abspielen, als die schlaue Verbrecherin es vermuten dürfte.“

Die beiden alten Leuten lachten mir von Herzen selbst. Man merkte ihnen an, wie niedergeschmettert sie jetzt waren. Sie hatten die freche Komödiantin offenbar wie ein eigenes Kind geliebt, und ihr Glaube an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, an das Gute im Menschen, war nun wohl so stark erschüttert worden, daß sie fortan kaum nochmals so leichtgläubig und blind einer Fremden ihre gütigen Herzen erschließen würden.

Wir verabschiedeten uns schleunigst, denn wir mußten ja jeden Augenblick mit der Rückkehr des neuvermählten Paares rechnen. Der Herr Rat und seine Gattin drückten uns schweigend die Hände. Die Rätin weinte leise und warf einen trostlosen Blick zu dem strahlenden Transparent empor, das unter diesen Umständen wie blutige Ironie wirkte. Dann schloß sich die Flurtür. Wir hörten, wie die Sicherheitkette vorgelegt, der Schlüssel umgedreht wurde und langsame Schritte sich entfernten.

Wir standen im Halbdunkel auf dem Treppenabsatz. Die Nachtbeleuchtung war längst wieder ausgegangen. Nur das Transparent strahlte über unseren Köpfen und lieferte Harald das nötige Licht zum geräuschlosen Öffnen der Flurtür des Sennor Pedrilla. Wir schlüpfen in den Flur, Harst sperrte wieder ab, und dann besichtigten wir rasch die behagliche Dreizimmerwohnung. Im Herrenzimmer gab's ein Telefon. Harald rief das Präsidium an und teilte Doktor Lütke, der

gerade Nachtbienst hatte, das Nötige mit. Raam hatte er den Höret weggelegt, als ich, der am Fenster im Dunklen Wache gestanden hatte, zwei Personen über den Hof kommen sah. Im Nu hatten wir uns hinter dem schräg vor dem einen Fenster stehenden Schreibtisch verborgen. Gleich darauf auch schon Geräusche im Wohnungsflur. Dann betrat Pedrilla das Herrenzimmer, schaltete das Licht ein und rief in zärtlichem Tonfall:

„Jeden Wunsch erfülle ich dir, mein Liebling, jeden ... Ich werde mich sofort hinsetzen und ein eigenhändiges Testament niederschreiben ...“

Der „Liebling“ erschien jetzt ebenfalls. — Sehen konnten wir nichts. Aber wir hörten jedes Wort, auch den Ruf, mit dem das süße Aennchen den armen Narren im voraus für das Testament belohnte. — „Schah! man soll nie zögern, derartige Dinge sofort zu erledigen,“ zwitscherte sie ... „Auch ich werde ein gleichlautendes Testament nachher aufsetzen. Schreibe also ... Den Text und die Form kennst du ja. Vergiß nicht den Passus „meines jetzigen und zukünftigen Vermögens ...“ —

Ein tiefer Abscheu vor der kalten, schamlosen Berechnung dieses Weibes überkam mich in diesem Moment von neuem ... Des zukünftigen Vermögens!! Wie schlau!! Das waren Jakobsohns Millionen!! — Wollte dieser weibliche Satan später etwa auch Pedrilla beseitigen und dann als reiche Witwe ihr Leben genießen?!

Pedrilla hatte sich bereits gesetzt und schrieb. Da der Schreibtisch einen niederen Aufsatz hatte, konnten wir unmöglich entdedt werden. — Pedrilla las vor, was er geschrieben, und das liebe Aennchen nahm nun seinen Platz ein. Im selben Moment bewegte Harald sich vorsichtig, raunte mir zu: „drehe den Kopf nach der Wand und halte den Atem an!“

In dem Halbdunkel hier in unserem Versted erkannte ich, daß er den Zerstäuber hervorgeholt hatte, der mit dem

Terba-Gast gefüllt war. Ebenso vorsichtig brückte er nun den biden Stoff beiseite, der hinten vor die Fußöffnung des Schreibtisches genagelt war, streckte den rechten Arm vor und ...

Ein leiser Aufschrei ... Harst hatte Anita's Knie berührt. Anita bückt sich, um zu sehen, womit ihr Knie in Berührung gekommen ...

Ich ahne, was weiter geschieht ...

Vedrilla ruft entsetzt: „Wennchen, — was fehlt dir?!“ — springt zu ... Anita ist scheinbar bewußtlos vom Schreibtischjessell geglitten ...

Harst richtet sich jetzt empor ...

„Herr Vedrilla, so leid es mir auch tut,“ sagt er höflich, „— die Person, die Sie heute geheiratet haben, ist eine vielsache Mörderin ... Ich bin Harald Harst, ein gelegentlicher Helfer unserer Kriminalpolizei ... Hier ist mein Ausweis.“

Auch ich tauche nun hinter dem Schreibtisch auf.

Vedrilla steht totenbleich da ... Er macht im Frack keine unübliche Figur, obwohl er durchaus kein Adonis und auch nicht mehr ganz jung ist. Sein Gesicht wirkt geradezu mit-leiderregend. In seinem etwas harten Deutsch stammelt er immer wieder: „Aber — aber — — das ist doch nicht möglich!! Wennchen — — Mörderin?! Nein — — nein, das ... ist nicht möglich!“

Armer Kerl! Für ihn bedeutet diese Szene freilich entsetzliches Erwachen aus der Hochzeitsfeligkeit.

Harst hebt jetzt die Bewußtlose empor und lehnt sie in die eine Sofaecke. — „Herr Vedrilla,“ erklärt er, „diese Betäubung hat das eigentümliche an sich, daß die Betroffenen wie Hypnotisierte, jeden Befehl ausführen.“ — Und zu Anita — sehr energisch:

„Anita Galski, weshalb ermordeten Sie Ihren Gatten Karman Tichu?“

Die Verbrecherin lallt widerwillig: „Weil er mir nicht genug bieten konnte, und weil ... die Millionen winkten.“

„Woher wußten Sie, daß Pedrilla Jakobsohns Erbe sein würde?“

„Pedrillas Mutter war meine Tante ... Und ich hatte das Testament ja gelesen ...“ Ihre Antworten wurden immer fließender, obwohl ihre Augen geschlossen bleiben und ihr Gesicht starr und leblos erscheint.

Der arme Pedrilla ist in einen Sessel gesunken und weint. ...

Im Flur schlägt die Glocke an. Ich lasse die Kriminalbeamten ein ...

Das Drama ist zu Ende. Anita wird fortgeschafft. Wir bleiben noch bei Pedrilla, bis er ruhiger geworden ist und eingesehen hat, wem er sein braves Herz geschenkt hat: einer Verbrecherin, einer Heuchlerin, die nie etwas für ihn empfunden haben kann! —

Und als wir beide dann gegen vier Uhr morgens heimwanderten, sagt Harald zwischen ein paar Zügen aus seiner Mirakulum: „Eine alte Geschichte: Wenn Frauen den Pfad des Verbrechens betreten, sind sie dreimal gefährlicher als Männer!“ —

Am anderen Abend erhielten wir durch Bechert die telefonische Nachricht, daß Anita Gaskl aus der Krankenabteilung des Untersuchungsgefängnisses durch ein Fenster des Baderaumes entwichen und bisher nicht wieder aufgefunden sei. — Anitas Flucht hatte für uns recht ernste Folgen. Die gefährliche „andere Schildkröte“ vom Halensee verhalf uns zu dem Abenteuer mit der Uhr ohne Zeiger, das ich demnächst zu veröffentlichen gedenke.

Nächster Band:

Die Uhr ohne Zeiger.

Weitere Ausgaben

unserer Harst-Abenteuer

98. Das geheimnisvolle Fenster.
99. Anita Armands Verhängnis.
100. Unser 100. Abenteuer.
101. Die Piraten der Havelseen.
102. Der Napoleon aus Wacha.
103. Der dritte Schuß.
104. Das Zimmer ohne Fenster.
105. Das Paket im Urbanhafen.
106. Der unheimliche Mieter.
107. Das Känguruh der Miß Dolling.
108. Die Motoryacht ohne Namen.
109. Der Kampf gegen Lionel Barring.
110. Das Geheimnis der Tokkara-Fälle.
111. Die große Null.
112. Das Geheimnis des Bosporna.
113. Anna Karstens Amulett.
114. Der Mann mit dem Glasage.
115. Der Kopf des Maharadscha.
116. Die Treppe des Todes.
117. Doktor Groupys Verhängnis.
118. Das Geisterschiff.
119. Der Tennisschläger der Rani.
120. Der Mann im Monde.
121. Tama Barra, der Verrückte.
122. Das Piratendorf.
123. Die Hexenküche.
124. Das Geheimnis von H. O. III.
125. Die Gräfin mit den Kormoranen.
126. Der Bouillonkeller Nr. 113.
127. Der tote Tümmler.
128. Das Erbe des Verschollenen.
129. Das Geheimnis der Drabu-Fälle.
130. Die Faktorei auf der Toteninsel.
131. Das gestohlene Auto.
132. Das Rätsel der Spielkarten.
133. Die Diamanten des Bettlers.
134. Die Photographien d. Sennor Trimaldo.
135. Der Kokain-Klub.
136. Harald Harsts zweite Liebe.
137. Baron Tissanders Schaukel.
138. Das Erbbegräbnis.
139. Das Gestade der Vergessenheit.
140. Die Wachspuppe des Trödlers.
141. Der Maskenball der Toten.
142. Die Villa mit den vier Scornsteinen.
143. Das Gespenst von Jan Mayen.
144. Das geheimnisvolle Floß.
145. Die Familientruhe der Darlingtons.
146. Die drei Finger Ben Bensons.
147. Die Fürstin der Owala-Berge.
148. Der Fakir ohne Arme.
149. Joe Billwakers Verbrechen.
150. Das Geheimnis des Perlentäuchers.
151. Burg Totenhall.
152. Das Untergrundbahngespenst.
153. Der Geisterberg Schara Schaka.
154. Die rote Rakete.
155. Der Traum der Lady Gulbranor.
156. Der Geheimbund der zwölf Schlüssel.
157. Das Geheimnis des Sanatoriums Waldesruh.
158. Die Insel der Verstorbenen.
159. Miß Wells seltsames Abenteuer.
160. Das Haupt der Shinta.
161. Der Spiritistenklub.
162. Der Mann aus Eisen.
163. Das Geheimnis der Pagoda.
164. Der Gentleman-Pirat.
165. Das Rätsel der drei Schlüssel.
166. Miß Grandells letzte Nacht.
167. Das Geheimnis des Inselforts.
168. Das Wespennest von Potanur.
169. Die Blinde vom Engelsriff.
170. Der tote Radscha.
171. Ein seltsames Hochzeitsgeschenk.
172. Der Abreißkalender des Kapitana.
173. Der rätselhafte Gast.
174. Die grün-rote Schnur.

Erbältlich in jeder Buchhandlung oder direkt beim
VERLAG MODERNER LEKTÜRE
Berlin SO16 / Michaelkirchstraße 23a